

# **Vergißeinnicht 1915**

8 (1915)

---



# Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift  
der Mariannhiller Mission, Südafrika.

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordens-Obern.  
Gefegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius X.

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen und  
Sendungen sind zu richten an die:



Vertretung der Mariannhiller Mission  
in Würzburg, Reibeltsgasse 10.

33. Jahrgang.

Nr. 8.

Erscheint monatlich  
und kostet  
pro Jahrgang  
Mk. 1.50,  
direkt franko zu-  
gesandt oder von  
unsern Beförderern  
bezogen.

Uebersetzungen  
im Interesse der  
Mission  
sind willkommen.

Probenummern  
gratis.

Wer diese Zeitschrift  
bestellt, tut gleich-  
zeitig ein gutes  
Werk zu  
Gunsten der armen  
Heiden in Afrika.

Bestellungen  
auf das  
Vergißmeinnicht  
geschehen am ein-  
fachsten auf dem  
Abschnitt der  
Zahllkarte oder  
Postanweisung.

Postcheck-Konto  
Nürnberg Nr. 194.



Würzburg.

August 1915.

Der Reinertrag  
dieser Zeitschrift  
wird nur für  
Missionszwecke,  
für die Ausbreitung  
unserer heiligen  
Religion ver-  
wendet, weshalb  
der Hl. Vater  
Pius X. zu wieder-  
holtenmalen allen  
Wohltätern  
unserer Mission  
seinen apostolischen  
Segen erteilt hat.

Beförderer des  
Vergißmeinnicht  
werden an allen  
Orten gesucht.

Für die Abonnenten  
des Vergißmeinnicht  
als Wohltäter  
unserer Mission  
werden täglich in  
der Kollegiatkirche  
zu Mariannhill  
2, oft 3 hl. Messen  
gelesen.

Vor der Gratulation.



### An A. E. Frau von Oesterreich.

Die du so stark und mächtig bist,  
Furchtbar wie Schlachtenreih'n,  
Die du der Tapfern Hoffnung bist,  
Wolle uns Führerin sein.  
An unsre Fahne hefte den Sieg;  
Segne die Krieger im Strauß.  
Ueber dem rauschenden Schlachtengefeld  
Breite den Mantel aus!

Daß sie nicht wanken, daß sie nicht flieh'n,  
Stärke den fröhlichen Mut.  
Nimm, die verwundet ein feindlich Geschoß,  
Gnädig in deine Gut.  
Gieß in die Schmerzen heilendes Del,  
Löse das grausame Loß!  
Und die zu Tode getroffen sind,  
Bette in deinen Schoß!

Laß in der brechenden Augen Nacht  
Leuchten dein Angeischt,  
Deffne das palmengeschmückte Tor,  
Führ' sie zum ewigen Licht.  
Traulich ist dir der Doppelaar,  
Falkenbezwingerin,  
Was du für Habsburg einstens getan,  
Trage es gütig im Sinn!

Da wo der Lorbeer am schönsten grünt,  
Brich aus den Siegeskranz,  
Wirf auf die Völker im alten Reich  
Neuen, herrlichen Glanz.  
Neig' dem geliebten Kaiser das Haupt  
Tröste sein Angeischt:  
Bring ihm den alten Habsburgerhort:  
Franz, ich verlasse dich nicht!

Wo deine Säule am Hofe steht,  
Wollen wir danken dir:  
Zubelnd dir bringen Lieder und Gold,  
Waffen und Fahnenzier!

M. von Greiffenstein.

### Ein Feldpostbrief.

Von Fr. Leander Emhard, der vor Beginn des Krieges auf der Universität in Würzburg den theologischen Studien oblag und nun seit Monaten an der Front steht, ging uns folgender Brief zu:

....., 2. April 1915.

Hochwürdiger Vater Superior!

..... Den ganzen Monat März über ging ich regelmäßig in Stellung. Gleich das erstemal erhielten wir heftiges Granatfeuer. Es war nachmittags 4 Uhr; kaum stand ich auf Wache, da ging es los. Ein Hagel von Granaten fiel auf unsern Schützengraben nieder. Alles rannte in einen andern Abschnitt, ich als Posten mußte natürlich stehen bleiben. Mindestens 15—20 Granaten schlugen im Umkreis von 5—10 Meter um mich ein, daß mir die Ohren klingelten und die auf-  
fliegende Erde nur so auf mich niederprasselte. Ich dachte nicht anders, als die nächste würde mich in Stücke reißen. Wir hatten an diesem Tage 3 Tote und 20 Verwundete.

Am 12. März machten uns die Engländer einen Versuch. Sie kamen wirklich in unseren Graben herein, wurden aber mit Handgranaten so traktiert, daß der eine nur noch einen halben, der andere gar keinen Kopf mehr hatte. Immerhin betrugen auch unsere Verluste damals 20 Tote und 43 Verwundete; die Engländer aber hatten mindestens das dreifache verloren. Wer hier angreift, ist verloren, außer es gelingt ihm, den Gegner zu überrumpeln. Daher mußte in letzter Zeit die gesamte Mannschaft wachen bei Nacht. Von abends 6 Uhr bis morgens 8 Uhr standen wir mit aufgepflanztem Bajonett in unserm Schützengraben und hielten nach unsern lieben Vettern Ausschau. Denn nach den Notizen eines gefangenen englischen Offiziers war gerade hier ein umfassender Angriff zu erwarten. Zwischen M. ...., und W. .... wollten die Herren nach Belgien herein einbrechen. Mögen sie kommen, wir sind zum Empfange bereit!

Am 27. März erhielt ich abends durch eine Gewehrgranate einen Prellschuß auf den Rücken. Nur der Mantel trug ein Loch davon, von einem andern Sol-

daten dagegen hing das Gehirn an der hinteren Grabenwand, er war natürlich sofort tot.

Wie oft dachte ich schon an unser liebes „St. Paul“ zurück, zumal in dieser Woche. Wie ganz anders ist es dort, und wie schön und feierlich wäre es erst in diesen Ostertagen gewesen! Doch wie Gott will!“

So Fr. Leander. Sein Kriegskamerad und Ordensgenosse, Frater Frumentius Reiner, der um diese Zeit ins Kolpings-Lazarett nach Köln kam, ist an seiner Verwundung so ziemlich genesen. Die durch eine Verletzung des Hüftknochens verursachte Wunde, welche ungemein stark eiterte, war doch gefährlicher, als man anfangs glaubte. Doch gelang es der Kunst der Ärzte, unter Gottes Beistand, das junge Leben zu retten. — Von den übrigen Mitgliedern unseres Missionshauses St. Paul, die noch im Kriege stehen, wissen wir zur Zeit nichts Besonderes zu berichten.

### Ein deutscher Jesuit in portugiesischer Gefangenschaft.

(Missionsbericht aus dem 18. Jahrhundert.)

Der Held unserer Geschichte ist ein gewisser Moriz Thoman. Er wurde geboren zu Langenargen am Bodensee im Jahre 1722 und zwar am selben Tag (19. April), an dem seine protestantischen Eltern zur katholischen Religion übertraten. Seine Studien machte er auf der Universität zu Innsbruck; er wollte Arzt werden und ging nach glücklich bestandnem Examen nach Rom, um sich hier der ärztlichen Praxis zu widmen.

Doch seinem Fortkommen stellten sich in der fremden Stadt ungeahnte Schwierigkeiten entgegen, und da ihn anderseits eine unbezähmbare Lust beseelte, fremde Länder und Völker kennen zu lernen, trat er in den Jesuitenorden ein, weil er gehört hatte, daß man dort taugliche Leute als Missionäre nach Indien sucht. Sein Wunsch sollte erfüllt werden. Er wurde aufgenommen, bestand sein Probejahr zur großen Zufriedenheit seiner Vorgesetzten und wurde im Jahre 1752 — er war also damals 30 Jahre alt — mit mehreren Gefährten

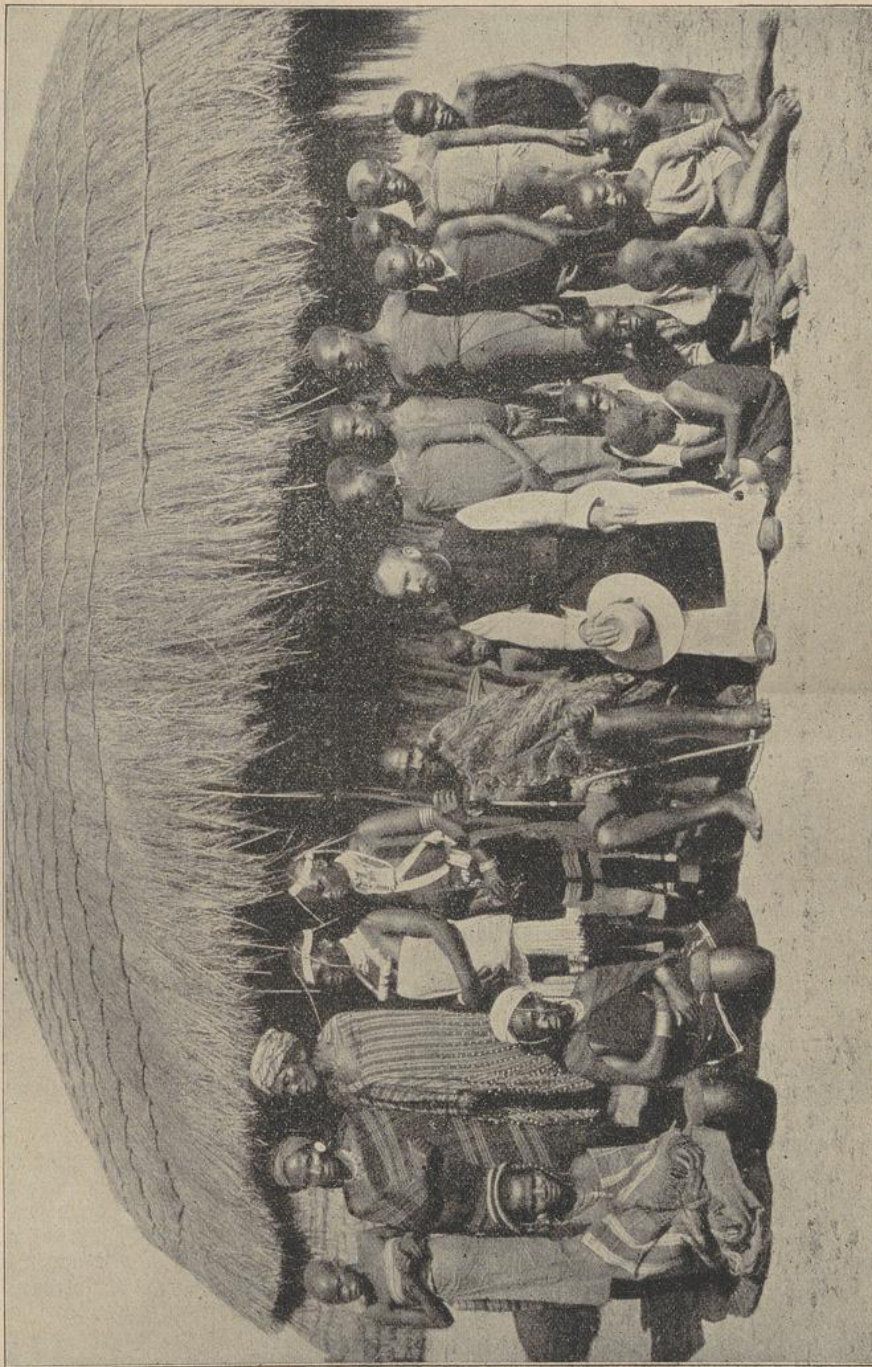


nach Bissabon geschickt, um sich von dort nach Indien einzuschiffen.

Die Fahrt ging für die damalige Zeit außerordentlich rasch und gut von statten; in Indien vollendete er zunächst in Goa seine theologischen Studien und bildete sich zu einem vorzüglichen Missionär aus. Nach fünf Jahren bekam er von seinem Provinzial die Weisung, sich nach der Jesuitenmission an der Ostküste Afrikas zu begeben. Die zweite Seefahrt war ihm weniger beförmlich; er erkrankte am sogenannten viertägigen Fieber, das ihm auch späterhin heftig zulezte und seine Gesundheit fast ganz untergrub. Als er nach 34tägiger Ueberfahrt endlich im Hafen von Mozambique landete — es war der 8. März 1757 — brachte man ihn sogleich ins dortige Jesuiten-Kollegium. Er mußte sich zu Bett legen und das Fieber nahm so zu, daß er irre zu reden anfing und seine Ordensgenossen in schwere Sorge um ihn gerieten. Ein erfahrener Arzt jedoch wußte die Krankheit wenigstens vorübergehend zu bannen, sodaß P. Thoman nach mehreren Wochen die Weiterreise nach Südafrika antreten konnte. Doch lassen wir fortan unserm alten Gewährsmann selbst das Wort:

„Am 24. April 1757,“ so schreibt er in seinen Lebenserinnerungen, „bestieg ich das Fahrzeug, das mich nach meiner Mission an den „Flüssen von Sena“ bringen sollte. Diese sogenannten Flüsse von Sena sind ein Strich Landes, der etwa so groß ist wie Tirol und sich an beiden Ufern des Sambesi-Flusses hinzieht. Diese Gegend wurde vor vielen Jahrzehnten vom Kaiser von

Monomotapa gegen einen jährlichen Tribut an die Portugiesen abgetreten. Die Abgabe besteht in einem roten Sammettissen, einem schönen Sessel und sonstigen Kleinigkeiten. Zugleich mit dem Tribut schickt man ihm auch



Beim Kaffernhäuptling Bhefameva auf Beisch. (P. Florian Rauch, Superior von Mariatrost.)

die Ablösung seiner aus 15—20 Mann gebildeten portugiesischen Leibwache. Jeder Europäer, der dazu ausgewählt wird, schätzt sich glücklich, vor allem der Kapitän selbst, denn sie werden von seiner schwarzen Majestät gut gehalten und königlich belohnt, vorausgesetzt, daß sie ihm



zu schmeicheln verstehen und ihm einige europäische oder indische Lieblingsachen mitbringen.

Die Fahrt von Mozambique nach der Ostküste Südafrikas ist wegen der vielen, dem ganzen Wege entlang zerstreut liegenden kleinen Inseln, Klippen und Sandbänken höchst gefährlich, und war für mich umso unangenehmer, weil mich neuerdings das viertägige Fieber befiel, wenn auch nicht mehr so heftig wie das erstemal. Der Wind war übrigens fortwährend günstig, und so befanden wir uns schon nach zwölf Tagen auf der Höhe der Festung Tangelane (umweit der Stadt Quilimane), wo wir landen sollten. Sonst herrscht auf den Schiffen beim Anblick des ersehnten Hafens große Freude; hier aber war wegen der großen Gefahren, womit die Einfahrt verbunden ist, das gerade Gegenteil der Fall. Das Wasser hat hier nur eine geringe Tiefe und gerade dem Hafen gegenüber liegen zwei Sandbänke, an welchen die Schiffe leicht stranden. Nur selten gelingt es ihnen, sich wieder loszumachen, so daß sie infolge der heftigen Brandung in Stücke zer schlagen und von der ganzen Besatzung oft kein einziger gerettet werden kann. Die sonst so helle und klare See gleicht an dieser Stelle einer Kotschlur und wird obendrein durch Krokodile unsicher gemacht. Alles gar wenig einladende Dinge zu einer Landung; dennoch mußte sie gewagt werden.

Wir fuhren also auf die Festung zu. Dort hatte man uns schon bemerkt und mit den üblichen sechs Kanonenschüssen begrüßt. Als sie aber sahen, wie bedenklich nahe wir an einer der genannten Sandbänke vorbeistreifen, fingen sie laut für uns zu beten an. Der Himmel half; am 6. Mai 1757 liefen wir glücklich im Hafen ein.

Als der Missionär vom benachbarten Quilimane von meiner Ankunft hörte, erschien er sogleich auf dem Schiff und wir freuten uns herzlich, einander wieder zu sehen, denn wir waren alte Freunde und hatten zusammen in Goa die theologischen Studien betrieben. Er führte mich gleich in seine Wohnung, hier Residenz genannt, und erwies mir alle nur erdenklichen Freundschaftsbeweise. Hier möchte ich gleich erwähnen, daß man in diesen Missionsgegenden unter Residenz keineswegs ein großes, vornehm eingerichtetes Gebäude zu verstehen hat, sondern in der Regel ein kleines, recht primitiv ausgestattetes Haus, das von einem Missionär, zuweilen auch von einigen seiner Gehilfen bewohnt wird.

Um jene Zeit wurde mein Freund zum Visitator der ganzen südafrikanischen Mission ernannt und mußte sich daher nach Sena, dem Haupt- und Zentralkpunkt derselben, begeben; ich aber erhielt den Auftrag, vorläufig, bis ein anderer Missionär käme, seine Stelle in Quilimane zu vertreten. Das war für mich keine kleine Aufgabe, denn erstens war ich der Landessprache noch nicht mächtig, und zweitens war ich krank. Das viertägige Fieber hat mich zwar verlassen, dagegen wurde ich kurz nach meiner Ankunft von einer schweren hitzigen Krankheit heimgesucht, die mich an allen fünf Sinnen angriff und meine Lebenskraft total erschöpfte. Ein europäischer Arzt war nicht da, geeignete Heilmittel gab es auch nicht, und so blieb mir nichts anderes übrig, als mich der hier üblichen Schwitzkur zu unterwerfen, die mir völlig fremd war und zuerst als wahre Nothkur vorkam. Die Prozedur war folgende: Ich mußte im Adamskostüm auf einem durchbrochenen Sessel Platz nehmen, unter den man einen großen, mit heißem Wasser und Kräutern gefüllten Kessel stellte; dann deckte man mich bis über den Kopf mit mehreren Wolldecken zu, und ich konnte nun

in diesem Bratofen schwitzen und schwachten wie der Dulder Job.

Ein paarmal hielt ich es aus, dann aber griff ich — ich war ja selber Doktor — zum Abberlaß und zu abführenden Mitteln, was mich wenigstens soweit wiederherstellte, daß ich am Feste des hl. Ignatius, unseres Ordenspatrons, wieder die hl. Messe lesen konnte. Noch am gleichen Tage kam mein Nachfolger an. Ich war also frei und bestieg sogleich, obgleich noch äußerst schwach, ein von zwölf Ruderern geleitetes Schiffchen, das mich hübsch langsam den Sambesi hinauf nach Sena brachte.

Sena ist der Sitz eines portugiesischen Gouverneurs und eines Generalvikars in geistlichen Dingen. Die Pfarrei wird von den Dominikanern versehen; Augustiner, Franziskaner und barmherzige Brüder sind nur vorübergehend dort, um sich von ihren Missionsarbeiten zu erholen oder um Almosen zu sammeln. Der Ort hat auch eine Festung; sie ist bloß aus grünen, d. h. an der Sonne getrockneten Ziegeln erbaut, reicht aber hin, um die Schwarzen, die keine Feuerwaffen haben, im Zaume zu halten.

Beinahe ein volles Jahr blieb ich in Sena als Gehilfe meines Freundes, des vorhin genannten Visitators. Leider war ich fast immer krank und unwohl; oft bestieg ich als Fastenprediger die Kanzel mit heißem Fieber im Leib. Hier möchte ich bemerken, daß in allen den Portugiesen gehörenden Orten, sowohl in Indien, wie in Afrika in portugiesischer Sprache gepredigt wird; denn die Sprachen der Eingebornen sind so verschieden, daß man unmöglich alle erlernen kann. Dazu fehlt ihnen in religiösen Dingen vielfach das geeignete Wort. Wo sollten sie ein Wort hernehmen für Sakrament, Taufe, Priesterweihe und viele andere Dinge, von denen sie bisher nicht den geringsten Begriff hatten? Die Portugiesen lernen von der Sprache der Schwarzen nicht mehr als unumgänglich notwendig ist, um mit ihnen Handel treiben zu können und im Verkehr nicht hintergangen zu werden. Die Kaffern und alle Eingebornen, die mit Weißen verkehren wollen, sind also gezwungen, deren Sprache zu erlernen. Wo das nicht geschieht, nimmt man seine Zuflucht zu einem Dolmetsch, so man einen hat.

Da alle Bemühungen, meine Gesundheit wiederherzustellen, fruchtlos blieben, schickte mich der gute Vater Visitator im Mai 1759 nach Tete, dem äußersten Punkt, den die Portugiesen in Monomotapa besitzen. Dort ist gesündere Luft; das bessere Klima sollte mich kurieren. Tatsächlich erholte ich mich dort in kurzer Zeit und kam von Tag zu Tag immer mehr zu Kräften. An Arbeit fehlte es mir gottlob nicht, denn es hieß, an allen Enden und Ecken neu anfangen. Die Mission war, Gott sei's geklagt, in vollständige Unordnung geraten; alles war in Trümmer gegangen. Ich fand nicht einmal einen Menschen, der mir das nötige Brot gebacken hätte, so daß ich mich gezwungen sah, einen portugiesischen Herrn um solches anzusprechen. Wie war das gekommen? Mein Amtsvorgänger war sonst kein übler Herr, hatte aber durch übergroße, unzweckmäßige Strenge alle schwarzen Dienstleute und Sklaven aus der Mission vertrieben. Sobald diese aber hörten, daß ich sanfterer Gemüthsart sei und daß man recht wohl mit mir verkehren könne, kamen sie zurück, und wir lebten recht vergnügt miteinander.

Als ich alles schön in Ordnung gebracht hatte und eben anfang, mich glücklich und heimisch zu fühlen, traf



der Befehl ein, ich sollte mit einem zweiten Jesuiten, einem Genuesen, die Mission in Marangue übernehmen. Marangue liegt eine halbe Tagereise südlich von Tete am Ufer des Sambesi, in einer Einöde versteckt, in die sich nur selten ein Europäer verirrt; nur Schwarze und wilde Tiere haufen daselbst. Dennoch gewöhnte ich mich leicht und schnell an alles; nach kurzer Zeit hielt ich es kaum der Mühe wert, einen Blick nach den Elefanten zu werfen, die in ganzen Herden an meiner Wohnung, die übrigens durch eine gut gebaute Ringmauer geschützt war, vorüberzogen.

Die Missionsverhältnisse waren ähnlich wie in Tete. Ich traf alles in Verwirrung; kein einziger Diensthote war da und selbst der Muhajambo, wie die Schwarzen ihren Vorsteher nennen, hatte die Flucht ergriffen. Mein Vorfahrer, ein Deutscher aus Olmütz, hatte sie durch seine Schärfe vertrieben, und ich hatte Mühe, sie alle wieder aufzufuchen und zusammenzubringen. Doch es gelang; mit Geduld, Liebe und Gottes Segen gelingt alles. So lebte ich in meinem neuen afrikanischen Heim, weitab vom Lärm und Streite der Welt, fröhlich und gesund und hätte mit keinem König getauscht.

Im Laufe der Zeit nahm ich auch die Güter der Mission in Augenschein und setzte mich so in die Lage, der mir anvertrauten Gemeinde mit Nutzen vorzustehen, als plötzlich und ganz unvorhergesehen ein Ereignis eintrat, das mit einem Schlage all meine Pläne und Hoffnungen vernichtete.

(Fortsetzung folgt.)

## Dom Rechtswesen unter den Kaffern.

An sich hat der Schwarze vor jeder bestehenden Autorität einen gewaltigen Respekt. Was immer besteht,



Die ABC-Schützen unserer Missionsstation Kevelaer. (Schwester M. Herberia, C. P. S.)

steht bei ihm zurecht. Ein geschriebenes Recht gibts bei ihnen selbstverständlich nicht, wohl aber eine Tradition. Alte Rechtsfälle werden mit großer Treue von Geschlecht zu Geschlecht überliefert. Rechtsanwälte in unserem Sinne gibts auch nicht; jeder verteidigt sich und seine Freunde nach bestem Wissen und Können. Das Volk ist



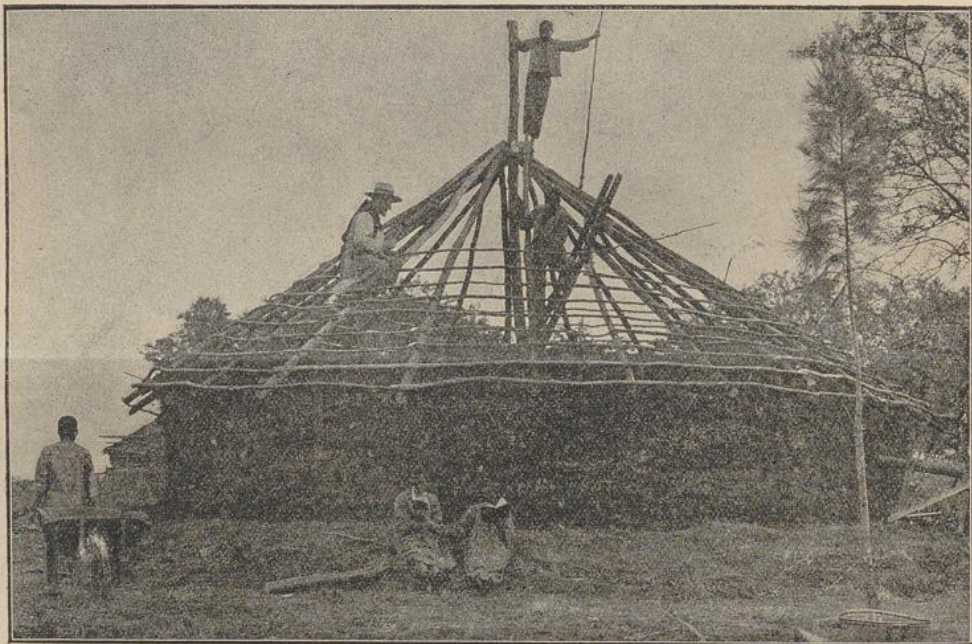
geteilt in Stämme, Geschlechter und Familien; dementsprechend bestehen auch verschiedene Gerichtshöfe, je nach der Lage und Schwierigkeit des Falles. Kleinere Streitigkeiten werden einfach vom Familienoberhaupt geschlichtet, größere vom Häuptling oder König. Jeder kann auch an eine höhere Instanz appellieren, doch läuft er damit Gefahr, auch eine bedeutend schwerere Strafe zu bekommen, falls er seine Sache auch dort verliert.

Gerichtsverhandlungen finden in der Regel im Freien statt. Der Angeklagte gilt für schuldig, bis er seine Unschuld klar und deutlich bewiesen hat. Die Gefahr, daß ein Rechtsfall allzu sehr in die Länge gezogen wird, ist nicht groß. Kurz und summarisch wird alles entschieden, während der Fall, wie man zu sagen pflegt, noch raucht. Ein Dieb, der bei frischer Tat ertappt wird, wird auch sofort an Ort und Stelle gerichtet und gestraft. Nur die Tötung eines Menschen wird aufgeschoben

und von manchem Tyrannen mit dem Tode bestraft. Ein Menschenleben wurde von Tschaka und andern Kaffernfürsten für nichts geachtet.

Nach altkaffrischer Rechtsanschauung gehört alles Land und Vieh dem Häuptling oder Stammesfürsten. Doch allzu konsequent sind die Schwarzen in diesem Stücke nicht; sie kaufen und verkaufen eine Sache ohne großen Strupel, sobald ihnen daran etwas liegt, und es fällt ihnen nicht ein, zuvor die Erlaubnis des Häuptlings einzuholen.

Immerhin ist dem Kaffer die Achtung vor seinem Herrn und König gleichsam angeboren. Den Häuptling anlügen gilt als schweres Verbrechen, während er jeden andern belügen und prellen darf nach Herzenslust. Letzteres ist rühmenswerte Weisheit und verdient, wenn alles glückt, hohes Lob. Schon die Kinder üben sich im Lügen und Verstellen und werden dafür von den



Mädchen-Refektorium im Bau. (Missionsstation Himmelberg, Natal)

ben, denn darüber kann nur der Häuptling entscheiden, dem das ganze Volk angehört. In alter Zeit war der Königsaal die Zufluchtstätte der gerichtlich Verfolgten. Wer dorthin floh, fand zunächst Sicherheit für sein Leben. Man konnte ihn zwar noch an seinem Eigentume strafen, durfte ihn aber nicht mehr töten, sobald er diesen Hafen des Heiles erreicht hatte. Uebrigens bestand dieses Gesetz nicht bei allen Stämmen.

Jede Schädigung der Person eines schwarzen Untertanen wurde in alter Zeit als Kriminalfall angesehen und konnte nur vom Häuptling selbst abgeurteilt werden. Der Grund war einleuchtend: das ganze Volk ist Eigentum des Fürsten; wer immer daher eine Person schädigte, vergriff sich an einer Sache des Königs. Namentlich gehörte hieher Körperverletzung, Mord, Rauberei, Hochverrat, Spionage, Feigheit im Krieg. Noch mehr, bloßes Reden gegen den Fürsten, unter Umständen sogar respektwidriges Husten, Niesen und Schnäuzen wurden als Majestätsverbrechen ange-

sehen, wenn es einem Fremden gegenüber geschieht, belobt. Anders ist es beim Fürsten. Hat z. B. ein Kaffer einen Rechtsfall beim untern Gerichtshof durch lauter Lügen und Verdrehen glücklich gewonnen, so muß er, wenn die Sache vor dem Landesfürsten nochmals zur Verhandlung kommt, alles eingestehen und die reine Wahrheit bekennen. Den Fürsten darf man niemals belügen; so lautet wenigstens die Theorie, ob die Praxis immer damit übereinstimmt, ist eine andere Frage.

Eine kaffrische Gerichtssitzung ist nicht ohne Interesse. Da sitzt der alte Stammesfürst wie ein Patriarch der Vorzeit am Eingange seines Aaales. Er behandelt gerade einen wichtigen Rechtsfall, und alles Publikum ist im Zustand lebhaftester Erregung. Der Angeklagte führt seine Verteidigung selbst, doch sind seine Freunde stets bereit, ihm helfend beizuspringen, falls ihn für einen Augenblick das Gedächtnis verlassen sollte. Der Kaffer entwickelt bei einem solchen Anlaß eine



ganz erstaunliche Beredsamkeit, und das gesprochene Wort wird mit so natürlichen und lebhaften Aktionen und Gebärden begleitet, daß sie das Entzücken eines jeden europäischen Redners oder Schauspielers wären. Sein Gedächtnis grenzt ans Wunderbare, und seinem Mund entquellen in einem Strome, alles bunt durcheinander, Berichte von Begebenheiten, Beweisführungen, Angriffe seiner Gegner, Widerlegung ihrer Einwürfe, eventuell auch ein leerer, nichtsagender Wortschwall.

Der dramatische Effekt wird noch erhöht durch die höchst natürlichen, ganz unstudierten Gesten des Vortragenden. Aktion ist ein Ding, auf das sich der Raffer nie eigens bezieht. Er ist einfach ganz in seinen Gegenstand verloren; eben deshalb aber bekundet er darin eine vollendete Meisterschaft. Er spielt die ganze Tonleiter von Bewegungen durch und gibt

diesen Fällen wurde die Strafe an den Häuptling bezahlt, nicht an den Kläger; letzterer mußte sich damit begnügen, daß sein Recht anerkannt, der Gegner verurteilt und gestraft worden war.

Stehlen, Unehrebarkeit gegen den Häuptling, z. B. sich so hinstellen, daß man den eigenen Schatten auf ihn warf, Irrtum und Fehler beim Ueberbringen einer Botschaft, Verletzung einheimischer Gebräuche und vieles andere, wurde zwar auch bestraft, doch war hier das Strafmaß nicht so genau fixiert, sondern hing vielmehr von der Laune und Willkür des Häuptlings ab. Beim Diebstahl oder Raub machte man einen Unterschied, ob einer mit Gewalt etwas wegnahm, um Wiedervergeltung zu üben, oder ob es ein einfacher, feiger Diebstahl war. Wiedervergeltung galt vielfach als erlaubt, reiner Diebstahl forderte nicht nur Rückgabe und Schadenersatz, sondern wurde überdies durch strenge



Wohnungen christlicher Bafutos. (St. Anton, Außenstation von Gardenberg, Südafrika.)

jeder Seite ihren vollen Ton. Dabei wird jeder nur erdenkliche Beweis angeführt, hängt doch in der Regel alles, selbst das Leben, von der Gewandtheit ab, mit der er seine Sache verteidigt.

Der Häuptling dagegen sitzt mit seinen Räten in stoischer Ruhe da. Er hört und sieht alles, nichts entgeht ihm, dennoch verrät er mit keiner Stimme, wohin sein Urteil neigt. Haben beide Parteien ihre Zeugen aufgeführt, und ist der ganze Fall aufs eingehendste besprochen, geprüft und behandelt, so spricht der Häuptling das Urteil. Seine Entscheidung ist endgültig und unanfechtbar. Jedermann gibt sich damit zufrieden, auch der Verurteilte; ein Fürst kann niemals unrecht tun.

Die Strafe besteht meist in Pfändung von Vieh. Für die Tötung eines Mannes wurden gewöhnlich 7 Ochsen oder Kühe bezahlt, für die eines Weibes 10, denn ihr Wert für den ganzen Stamm ist bedeutend größer; doch kam es auch vor, daß man einfach das ganze Vermögen des Uebeltäters konfiszierte. In all

Strafen gesühnt. Besonders verpönt war Viehdiebstahl; für ein gestohlenes Stück Vieh mußten zehn Stück als Strafe gezahlt werden. Wer nicht so viel Vieh hatte, um eine derartige Buße bezahlen zu können, gab dafür eine ebenso große Anzahl von Kalabaschen, Affengais, Alexien usw. Zur Heimzahlung von Schulden wird lange Kredit gewährt; die Hauptsache bleibt, daß der Betreffende seine Schuld anerkennt. Kann er gar nicht zahlen, so treten eventuell seine Verwandten helfend ein. Die Schulden des Vaters gehen nach dessen Tod auf den ältesten Sohn über.

Der Kraaleigentümer ist für alles verantwortlich, was in seiner Wohnung vorgeht. In gleicher Weise ist das Haupt einer Sippe, theoretisch wenigstens, haftbar für das Benehmen seiner ganzen Verwandtschaft. Auch ein Nachbar kann unter Umständen in Mitleidenschaft gezogen werden, namentlich bei Diebstählen. Hatten z. B. Leute, die gestohlenes Vieh aufsuchten, festgestellt, daß die Fußspuren der weggetriebenen Tiere bis auf



600 Schritt Entfernung zu einem fremden Kraal führten, so ruhte auf jenem Kraalbesitzer der Verdacht des Diebstahles, bis er nachweisen konnte, daß jene Fußspuren auch auf volle 600 Schritte von seinem Kraale wegführten.

Gestohlenes Gut annehmen ist strafbar; doch darf einer Fleisch von gestohlenem Vieh essen, es sei denn, er tue es in der Absicht, dadurch den Dieb vor Entdeckung zu schützen. Kommt fremdes Vieh in das Feld eines Mannes, so ist Wiedervergeltung erlaubt; die Weiber dürfen die Vierfüßler auch in das Feld des Eigentümers hineintreiben. Nach neuerem Gesetz bezahlt der Eigentümer der Tiere für jedes Stüd, das in einem fremden Acker war, eine Mark Schadenersatz.

Grund und Boden konnte früher kein Kaffer verkaufen oder verpfänden. Der Häuptling wies jedem

## Kaffrischer Aberglaube.

Von Schwester M. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Mamani und Mantwana, zwei Kaffernmädchen, spielten eines Tages recht vergnügt miteinander. Da plötzlich geraten sie wegen irgendeiner Kleinigkeit in Streit, und Mamani, die ältere, die sich zugleich als die Tochter des Häuptlings der andern überlegen fühlte, beißt flugs ihre Spielfährtin in die Wange. Weinend eilt die Gebissene ihrem Kraale zu und erzählt den erschrockenen Eltern, was geschehen war.

Da gab's nun großen Lärm! Mantwana war gebissen worden und zwar von der Häuptlings Tochter Mamani. Diese aber hatte früher isihlungu, ein Gegengift gegen Schlangenbiß, eingenommen. Die



Im botanischen Garten zu Pietermaritzburg.

sein Stüd Feld zu; alles übrige war freier Weidegrund. Hielt ein Mann sein Stüd Land nicht unter Kultur, so lief er Gefahr, daß es ihm wieder abgenommen wurde; bewirtschaftete er es aber ordentlich, so verblieb es ihm auf immer; doch verkaufen, wie gesagt, konnte er es nicht. Dieses Gesetz hatte insofern sein Gutes, daß es einzelne Familien gegen gänzliche Verarmung schützte, anderseits wirkte es aber auch nachteilig; denn der bloße Pächter und Nutznießer wirtschaftet nie so fleißig und gründlich, wie der Eigentümer.

Alle diese Kafferngesetze sind jedoch heutzutage mehr oder weniger modifiziert oder ganz abgeschafft; auch der Schwarze ist genötigt, sich an die neuen Bestimmungen zu halten, welche die europäische Regierung, die alles in Beschlag nimmt, aufstellt.

Folge war, daß die kleine Mantwana eine unheilbare Wunde erhalten hatte; nur eine konnte da noch helfen, nämlich Mamani, die Uebeltäterin selbst. So glaubten wenigstens die abergläubischen Eltern, und wenn einmal so eine fixe Idee im Kopfe eines Schwarzen Wurzel gefaßt, hält es schwer, ihn eines Besseren zu belehren.

Mantwana wurde also zum Kraale der Mamani geführt, wo sofort die Kur in Angriff genommen wurde. Der Häuptling selbst holte sofort sein isihlungu herbei und gab zuerst seiner Tochter Mamani, dann der gebissenen Mantwana davon zu kosten. Zum Schluß mußte Mamani ihre Gespielin nochmals herzhast in die Wange beißen, und damit war die Gegenkur vollendet. Der Biß schadete nun nichts mehr, denn er war nach uraltem Herkommen auf ganz gesetzliche Weise geheilt worden.

Mantwana hatte bei dieser Kur ebenfalls isihlungu

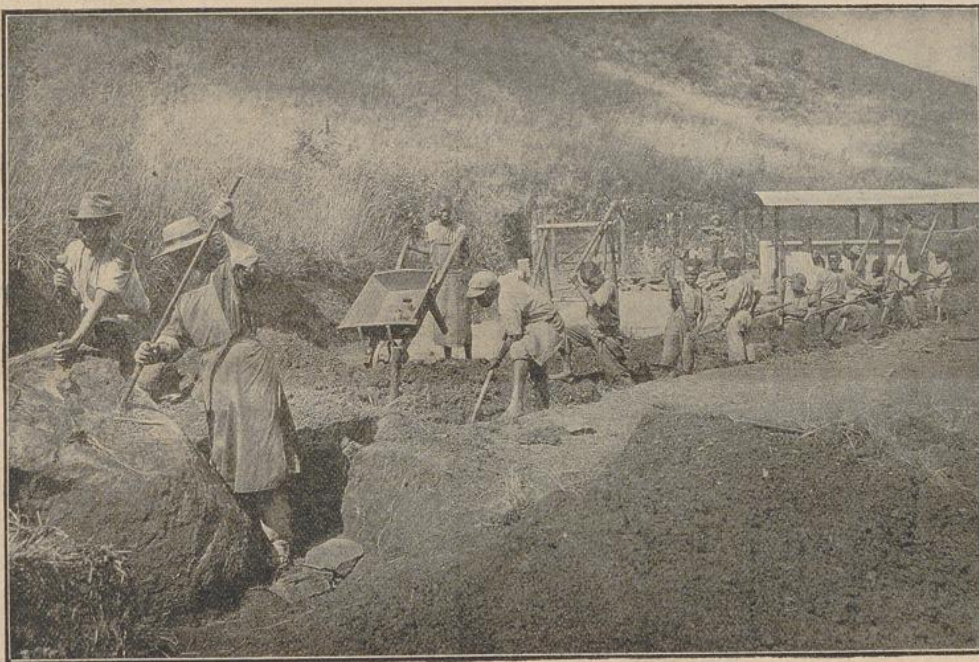


genossen, und so was ignoriert oder vergißt der Kaffer nicht. Das sollte sich bald zeigen. Sie wurde nämlich einige Zeit nach jenem Vorfall mit mehreren kleinen Kindern aufs Feld geschickt, und sollte dabei, als die ältere, die übrigen beaufsichtigen und zur Arbeit anhalten. Nun befand sich ein kleiner Knabe darunter, der offenbar der Ansicht huldigte, er brauche einem Mädchen keinen Gehorsam zu leisten und sich daher trotzig und eigensinnig benahm. Mantwana ihrerseits glaubte solchen Ungehorsam nicht dulden zu können und wollte ihm daher mit einem kleinen Stöckchen einen gelinden Schlag verfehen. Unglücklicher Weise drehte sich der Knabe im selben Augenblicke um, und so traf ihn der Schlag ins Gesicht.

Bald erfuhren die Eltern des Knaben, was geschehen war. Der Kleine sah schrecklich aus. Er hatte ein wehes Auge und dicke, hochaufgeschwollene Lippen.

dazu und wollte den betörten Leuten die Nichtigkeit ihres Beginns vor Augen stellen. Zugleich erklärte ich mich bereit, den Knaben mit in unsere Schule zu nehmen, wo er bald geheilt sein würde. Vergebliche Liebesmühe; die Kaffern sprechen in solchen Dingen den Weißen einfach jedes Verständnis ab und haben für all seine Gegenbeispiele nur ein mitleidiges Lächeln. So hier; der Knabe mußte in gesetzmäßiger Weise kuriert werden. Wie geschah das? Sehr einfach: der Knabe war durch einen Schlag mit der Hand verletzt worden, also hieß es, von beiden Kindern die Oberfläche der Hand mit isihlungu einreiben. Dann mußten sie die Medizin ablecken; Mantwana hatte überdies ihre Hand mit Speichel zu benetzen und damit das Gesicht des Knaben einzureiben. Ein kräftiger Biß in die Wange vollendete die Kur.

Der Knabe war geheilt! Aus aller Augen leuchtete



Beim Auswerfen eines Grabens. (Missionsstation Mariatrust, Natal.)

Von jenem Schläge? O nein, sondern von einer Erkältung, die er sich früher zugezogen hatte. Das wußten die Eltern ganz gut, dennoch aber taten sie jetzt, als ob alles Unheil von diesem Schlag herrühre. Ihr Kind war übel zugerichtet, dazu von einem Mädchen, das isihlungu genossen hatte. Folglich war das Leiden unheilbar; niemand konnte da helfen, als das schuldige Mädchen allein.

Man eilte zum Kraale Mantwanas und erzählte den Vorfall. Die Mutter des Mädchens bestätigt die Tatsache, daß ihr Kind isihlungu bekommen und teilt natürlich bombenfest die fixe Idee aller übrigen. Also schnell zur Kur geschritten! Nein, es besteht noch ein Hindernis. Der Knabe hat sich heute schon gewaschen, daher wirkt die Kur nicht. Morgen in aller Frühe, bevor noch ein Tropfen Wasser sein Gesicht benetzt hat, muß das Gegenmittel in Anwendung kommen.

Richtig, kurz nach Sonnenaufgang ist die Mutter mit dem Knaben schon wieder da. Ich kam gerade auch

die helle Freude; jedes erkannte und fühlte, man habe soeben einem großen Uebel vorgebeugt. — Ich wagte darauf hinzuweisen, der Knabe habe noch immer sein wehes Auge und seine geschwollenen Lippen. Tut nichts, innerlich ist er schon geheilt, nur die äußeren Folgen halten noch eine Weile an, und auch diese werden in Bälde verschwinden.

Ich verzichtete auf weiteren Disput; gegen die Dummheit streiten die Götter vergebens.

### Das Fest der neuen Früchte.

Dieses Fest wurde und wird von den heidnischen Kaffern alljährlich gefeiert, wenn der Mais zu reifen beginnt, oder die Kalabaschen, eine Art kleiner Flaschenfürbisse, soweit sind, daß sie als Delikatesse auf den Tisch kommen können.

Zu diesem Feste versammelt sich der ganze Stamm beim Kraale des Häuptlings, und das nun beginnende



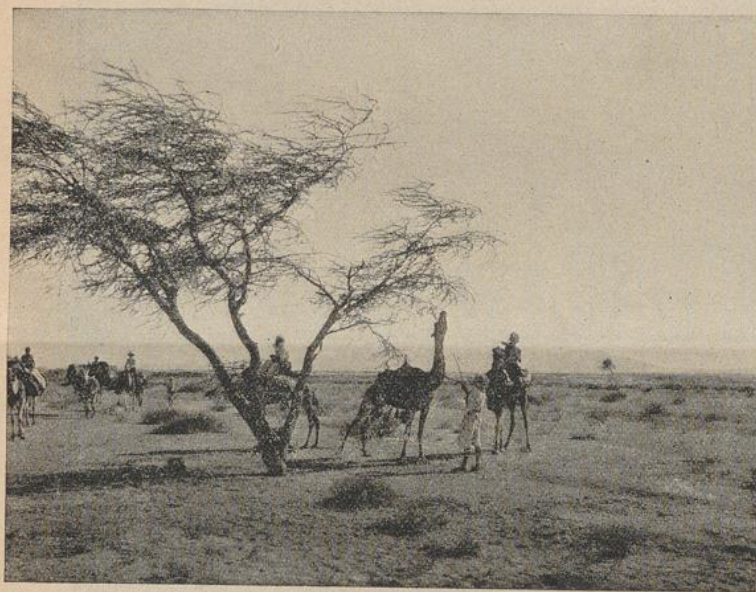
Gelage, verbunden mit Gesang, Tanz und Spiel, dauert gewöhnlich drei bis vier volle Tage. Die Männer erscheinen dabei in kriegerischem Schmuck, denn bei den Zululn ist jeder erwachsene Mann Soldat in seinem Stamme. Der Häuptling selbst zeigt sich in voller Kriegsausrüstung seinem Volk und nimmt dessen Huldigungen entgegen.

Früher fand bei dieser Festlichkeit ein äußerst roher Gebrauch statt. Die weissen Burjchen ergriffen nämlich einen Stier, der sich durch Kraft und Lebendigkeit besonders auszeichnete, jagten ihn geraume Zeit im Kreise herum, hielten ihn dann fest und schnitten ihm den einen Vorderfuß samt den anliegenden Schulterteilen glatt vom Leibe. Dann ließ man das arme Tier in seinem gräßlichen Schmerz auf drei Beinen herumhinken, bis man sich endlich bemüht fand, es vollends zu töten.

Bei solchen Anlässen kam überhaupt der rohe, echt heidnische Kaffer zum Vorschein. Oft kam auch eines

Gott unser Schicksal gelenkt, und wie glücklich und zufrieden sind wir hier! Hunderte kamen zu uns, wenn sie wußten, welcher stiller, süßer Gottesfriede im Kloster und im Dienste der Mission zu finden ist.“

Wir brachen auf und erklimmen eine Bergkuppe, von deren Höhe aus man eine prächtige Fernsicht nach allen Seiten hin genoß. Vor wenigen Jahren noch stand hier ein großer Kaffernkraal mit zahlreichen Familien und einem reichen Viehstande. Da lebte der alte Umdwangu; er mochte wohl schon seine 100 Jahre zählen und war der Stammvater eines gar vielköpfigen Geschlechtes. Nach patriarchalischer Art hatte seine ganze Nachkommenschaft, Kinder und Kindeskinde, immer wieder in nächster Nähe neue Familien gegründet und hier nach alter Vätersitte gelebt. Das gab natürlich dem alten Umdwangu ein mächtiges Ansehen. Ich habe den originellen Ahnherrn wiederholt gesehen. In der Regel saß er, mehr als primitiv gekleidet, vor seinem Viehtraal und ließ seine Augen wohlgefällig über die zahlreiche Herde schweifen. Das war auch im höchsten Alter noch sein Trost, seine Augenweide.



Wüste El-Kaa.

Daheim-Expedition, Leipzig.

Quer über seinem Wollkopf war eine tiefe, breite Narbe sichtbar. Wie war er dazu gekommen? Das ist eine eigene Geschichte, die weit und breit in allen Kaffernkraals erzählt wird. Vor vielen, vielen Jahren nämlich kamen mehrere bewaffnete Männer vom Amakosa-Stamm in diese Gegend, überfielen den Umdwangu, der nichts Böses ahnend, still und friedlich vor seiner Hütte saß, und verletzten ihn mit einer Keule einen so fürchterlichen Schlag auf den Kopf, daß er mit einer klaffenden Wunde besinnungslos zu Boden sank. In der Meinung, ihm den sicheren Garauß gemacht zu haben, warfen ihn die Schurken in eine Maisgrube und deckten sie in Eile zu. Dann gingen sie hin, raubten eine ganze Herde Vieh und trieben sie fort.

Mittlerweile war aber Umdwangu wieder zur Besinnung gekommen; er stieg aus seinem vermeintlichen Grabe heraus, rief seine Nachbarn herbei und eilte mit Keulen und Affagais bewaffnet den Dieben nach. Er holte sie ein, schlug sie der Reihe nach nieder und führte seine ganze Herde im Triumphe zurück.

Jetzt erst fand er Zeit und Gelegenheit, seiner Wunde die nötige Aufmerksamkeit zu schenken. Er ging zu einem Kaffernarzt. Was tat dieser? Nähte er ihm die Haut wieder zusammen? Nein, soweit versteigt sich ein schwarzer Feilkünstler nicht, hat es auch gar nicht nötig, denn er verfügt über eine Medizin, allseitig gut und erprobt seit uralter Zeit. Das wäre? — Das ist Ruhm! Davon nahm er einen ordentlichen Gladen, legte ihn frisch über die weite, klaffende Wunde und entließ seinen getreuen Patienten. Nach ein paar Wochen war die ganze Geschichte wieder in Ordnung. Eine gehörige Schramme blieb allerdings zurück, doch das hatte weiter nichts zu sagen; Umdwangu fühlte sich wieder frisch und wohl, ja es hatte fast den Anschein, als hätte dieser Ruhdünker seine Liebe zur Landwirtschaft

der zahlreichen Kinder, die dabei voll Neugierde zuschauten, ins Gedränge, wurde niedergeworfen oder gar zertreten; doch durch solch' kleine Zwischenfälle ließ man sich in der tollen Freude nicht stören; im Gegenteil, das erhöhte nur die Festfeier, denn das war ein schlagender Beweis, wie „lustig“ es bei dem großen Feste hergegangen war.

### Am Sonntag Nachmittag.

Von Br. Liberatus, R. M. M.

(Schluß.)

Ezenstochan. — Der Weg, den wir von Silvesters Hütte aus einschlugen, führte uns höher und höher in die Berge hinein. Mitten drin fanden wir ein freundliches Tal, das uns zu kurzer Rast einlud. „Bruder,“ sagte mein Begleiter, „wer von uns beiden hat wohl in seiner Jugendzeit eine Ahnung davon gehabt, daß uns einst unser Lebensweg hierher in die afrikanische Mission führen würde? Wie wunderbar hat doch der liebe



und alles, was damit zusammenhängt, noch bedeutend gesteigert. Er konnte sich einfach kaum mehr trennen von seinem Ochsenkraal, so innig und tief hatte er ihn ins Herz geschlossen.

So vergingen Jahre und Jahrzehnte. Umdwangu zählte allmählich zu den ältesten Leuten ringsum. Ganze Geschlechter wuchsen auf und schwanden dahin, und er, der Hundertjährige, war noch immer da. Lange Zeit war er auch noch immer ziemlich rüstig, doch zuletzt machte sich doch das Alter geltend. Eines Tages wurde er ernstlich krank; seine Söhne eilten sofort nach Ezenstochau und baten für ihren alten Vater um die hl. Taufe. Einer unserer Missionäre ritt in Begleitung eines Bruders noch mitten in der Nacht hinaus zum Kranken und taufte ihn, nachdem er ihm den nötigsten Unterricht erteilt hatte. Doch Umdwangu starb noch nicht; der Himmel schenkte ihm noch weitere zwei Jahren. Auch diese brachte der gute Alte meist auf seinem Lieblingsplätzchen zu, doch war er fortan, zum Zeichen seines christlichen Charakters, mit einem schönen, farbigen Hemd begleitet. Kopf und Hosen trug er nie; diese Sachen waren ihm zu eng und ungewohnt und hätten ihm den Atem und alle Bewegungsfreiheit benommen.

Endlich erlöste ihn der Tod, kurz bevor die letzte große Viehpeste im Lande ausbrach. So brauchte er die schreckliche Gottesgeißel, das denkbar Ärgste, was es in seinen Augen geben konnte, nicht mehr zu sehen. Alles Vieh ringsum raffte die Pest dahin; auch in Umdwangu's Kraal war bald kein einziges Stück mehr zu finden. Nun war mit einem Schlag die ganze Herrlichkeit vorbei. Der alte Stammvater war tot, der ganze Viehreichtum dahin, nichts hielt die einzelnen Familien mehr zusammen, und so wanderten sie aus, die einen dahin, die andern dorthin, um in fremden Bezirken ein neues Heim zu gründen. Selbst die Hütten sind verschwunden. Nur einen Knaben, der ein paar Ziegen und Schafe weidete, sahen wir einsam auf einem Steine sitzen. Welch ein Gegensatz gegen früher! Denn wie froh und lustig war es jahrzehntelang hier zugegangen, solange Umdwangu mit seinen vielen Kindern, Enkeln und Urenkeln auf diesem Berge wohnte. Wie viele Feste wurden hier gefeiert, wie oft ward da ein kaffrisches Trinkgelage, ein Tanz und Hochzeitschmaus gehalten, wozu sich immer Hunderte fröhlicher Gäste einzufinden pflegten! Ich dachte unwillkürlich an des Dichters Wort:

„Es wird kein Sternlein trüber,  
Indes ein ganzes Volk zerfällt;  
Die Welt geht nicht an uns vorüber,  
Nur wir verschwinden aus der Welt.“

Die Wohnhütten, wie gesagt, waren abgebrochen, nur der Ochsenkraal, das Lieblingsplätzchen des alten Umdwangu, in dem er ungezählte Tage und Stunden zugebracht hatte, war noch da. Das Ganze ist übrigens nichts als ein freier, mit einer Ringmauer umgebener Platz. Die Steine und Felsblöcke hatte man einst jedenfalls mühsam herbeischleppen und aufeinander türmen müssen. Die Mauer war etwa zwei Meter hoch, am Boden auch gut zwei Meter dick, doch verjüngte sie sich etwas nach oben. Die Steine wurden nur lose zusammenge-  
setzt, ohne irgend ein Bindungsmaterial. Der Kraal war groß und konnte jedenfalls seine 200 Stück fassen; doch jetzt gähnte uns überall eine traurige Leere und Nede entgegen. Am Boden lag ein ausgehöhlter Granitblock; es war offenbar ein Mahlstein, auf dem die Kaffernweiber die Maiskörner zu zerreiben pflegten. Mil-

lionen und Millionen von Körnlein mußten da zermahlen worden sein, bis der harte Stein so ausgehöhlt war, und manch heißer Schweißtropfen der besorgten Hausmutter mag ihn befeuchtet haben, während sie über ihn gebückt, mühsam das Mehl für ihren Haushalt bereitete. Möglich, daß sogar schon Umdwangu's Mütterlein, mit ihrem Säugling auf dem Rücken, für ihre Familie an ihm tätig war.

Trauriger stimmten uns zwei andere Steinblöcke. Sie bezeichneten ein Kafferngrab; denn der heidnische Kaffer will selbst nach dem Tode noch auf seiner alten Lieblingsstätte ruhen und wohnen, im Ochsenkraal. Letzterer ist ihm ein wahres Heiligtum. Einen Heiden mutet das ganz ideal an; anders den Christen. Unwillkürlich fragen wir uns, wie mag es wohl so einer Seele drüben, im andern Leben ergehen? —



Ein vollständig zerstörtes Haus in La Pommeraye,  
in dem wunderbarer Weise das vor dem Hause stehende  
Kreuzifix vollständig verschont blieb.

Bereits mahnt uns die sinkende Sonne im Westen zur Heimkehr. Wir lenken unsere Schritte wieder dem Christendorfe zu, wo wir noch einen Kranken besuchen wollen. Es ist das ein junger Bursche von etwa zwanzig Jahren. Wir finden ihn vor seiner Hütte an der Sonne sitzend; seine Nerven und Muskeln sind in beständiger Unruhe und Bewegung. Der Kranke ist von einer Art Weitzanz befallen. Eben bemüht er sich, ein Stück Maisbrot zu essen, das aber größtenteils auf den Boden bröckelt; denn Hand und Mund können keinen Augenblick innehalten.

Der Arme besuchte als Knabe unsere Missionschule. Später zog es ihn in die Fremde; er ging, wie Tausende seiner schwarzen Landsleute, hinaus in die Goldfelder nach Johannesburg, um schnell ein hübsches Stümmchen Geld zu verdienen. Er war der Jüngste in seiner Familie und äußerst geschickt und talentiert. Mit großen Hoffnungen zog er fort, und kam als Krüppel wieder heim. Das Traurigste ist, daß die tödliche Krankheit,



die bisher jedem Heilversuche trohnte, auch seine Geisteskräfte stark angegriffen hat. Der junge Mann bringt kaum mehr ein vernünftiges Wort heraus. Wie mag es wohl um seine arme Seele stehen? Gott allein kann da noch helfen. Tieferschüttet verlassen wir ihn und dachten, im Vergleich zu ihm ist der arme Silvester mit seinen Schmerzen und seinem Knochenfraß noch glücklich daran, denn er hat seinen klaren Verstand und kann sein Leiden zu einer Quelle reicher Verdienste machen. Dieser aber leidet ohne Aussicht auf Gotteslohn. —

Noch eine kleine Strecke, und wir sind wieder daheim im trauten Kreise unserer lieben Brüder. Es war ein schöner Sonntag, ein wahrer Tag des Herrn, der mir unvergeßlich bleiben wird für immer.

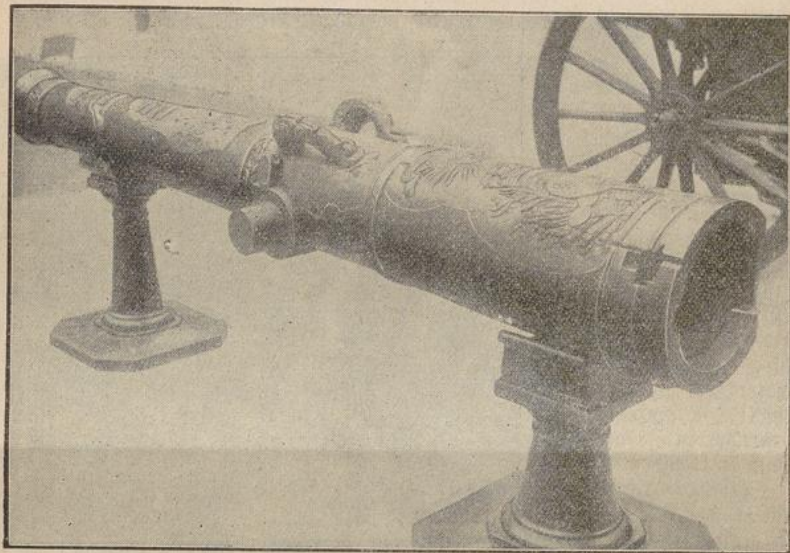
Seite standen reife, achtbare Männer, die samt und sonders schon längst den Kopfring trugen.

Man machte sich sofort ans Werk. Das nötige Material, d. h. eine zähe, harzähnliche Flüssigkeit, die einem gewissen Baum entnommen wird, und anderes war schon da. Dies alles wurde nun vom innyanga unter geheimnisvollen Worten und Zeremonien, zerrieben, vermischt und schließlich zu einem schönen, glänzendschwarzen Ring geformt. Die Krone war fertig; es folgte der Krönungsakt. Unter lautem Jubeln und Beifallklatschen des ganzen anwesenden Volkes setzte der schwarze Wahrsager und Doktor unter Beihilfe der Stammesältesten unsern Batata Mfize den isigogo oder Kopfring auf. — Der Glückliche wußte sich im Uebermaße seiner Freude kaum mehr zu fassen; jetzt war er ein Mann, einer der Großen, Hochangesehenen im Volk, zu jeder Ratssammlung stand ihm fortan der Zutritt offen, und sein Wort wog so schwer, wie das nur irgend eines Mannes im Umkreise vieler Meilen.

Es wurde ein Tanz eröffnet; Batata Mfize eröffnete den Reigen, und der Doktor und die Räte und schließlich das ganze Volk schlossen sich jubelnd an. Dann setzte man sich zum fröhlichen Trinkgelage zusammen, stärkte sich mit dem Ochsenbraten, brach dann abermals zum Tanze auf, und so ging das Essen, Trinken, Tanzen, Singen und Jubilieren fort bis in die tiefe Nacht hinein; kurz, es war ein Fest, so ganz nach jener Art, wie sich der heidnische Kaffer einen glücklichen Tag zu machen pflegt. —

War und blieb nun Batata Mfize jener Glückliche, als den er sich an diesem seinem Ehrentage fühlte? O nein, auch beim Schwarzen heißt es: Glück und Glas, wie leicht bricht das! Zunächst wurde seine Frau krank und starb bald darauf. Das war für ihn ein schwerer Schlag. Namentlich ärgerte es ihn, daß er gar nicht wußte, wer ihm diesen Schurkenstreich gespielt; denn daß sein Weib keines natürlichen Todes gestorben, sondern von einem boshaften, neidisch gesinnten Menschen heimlich vergiftet worden sei, das stand bei ihm von vornherein fest. So denkt und fühlt jeder heidnische Kaffer, und ihn in diesem Stück eines Besseren belehren zu wollen, wäre vergebliche Liebesmüh. Doch ein Trost blieb ihm: seine Frau war jetzt ein itongo, ein Geist, weilte bei den übrigen Geistern seiner Vorfahren und besaß eine große, geheimnisvolle Macht. Er, der Mann, brauchte für seine verstorbene Frau nur fleißig Opfer darbringen zu lassen, und es war ihm geholfen. Er hatte fortan einen wohlwollenden Schutzgeist, der jede Krankheit, Armut, Hagelschlag, kurz, alles Unheil weitab von seinem Kraal vertreiben konnte.

An Opfern ließ es Batata Mfize in der Tat nicht fehlen; dennoch nahte das Unheil. Er selbst wurde krank, fühlte sich immer schwächer und elender und



Eine interessante Siegestrophäe

ist jetzt im königlichen Zeughaus in Berlin aufgestellt. Eine auf den westlichen Schlachtfeldern von unseren Truppen erbeutete bronzene 15 cm-Kanone, die die Jahreszahl „Berpigauon 1788“ trägt und jetzt von den Franzosen gezogen und zum Winterlager umgearbeitet ist. Auf ihr ist noch das Wappen der Bourbonen, der einstigen französischen Könige, angebracht.

### Batata Mfize.

Von Schw. Amata, C. P. S.

Citeaux. — Batata Mfize hatte ein eigenes Heim gegründet, verfügte über ein hübsches Stück Land, war ein herkulisch gebauter Mann, wollte nun aber auch als solcher anerkannt und gehörig respektiert sein. Dazu fehlte ihm vor allem der isigogo, der hellglänzende, schwarze Kopfring, den der heidnische Kaffer mit so viel Stolz und Würde trägt. Solange er den Kopfring nicht hatte, galt er immer noch wie ein Mann ohne Stand und Würde und durfte er es gar nicht wagen, sich den Großen seines Volkes beizugesellen.

Also den Kopfring mußte er haben. Zu diesem Behufe ward nun ein eigenes Fest veranstaltet; es wurde ein großer, schöner Ochse geschlachtet, ein riesiges Quantum utshwala oder Kaffernbier gebraut, und die ganze weite Nachbarschaft feierlich dazu eingeladen. Zu Hunderten strömten die Heiden herbei, Zeuge der großen Handlung zu sein; der angesehenste darunter war der innyanga oder Kafferndoktor, der in solchen Fällen gleichsam priesterliche Funktionen ausübt, und ihm zur



wankte offenbar dem Grabe zu. Wir sahen dies und legten ihm nahe, sich rechtzeitig zu Gott zu wenden und sich taufen zu lassen. Batata war sonst gut gesinnt, von der Bekehrung zum Christentum jedoch wollte er lange nichts wissen. Namentlich zwei Punkte waren es, die ihn davon zurückschreckten. „Wenn ich mich taufen lasse,“ sagte er, „dann schleppt ihr nach meinem Hinscheiden den Leich sofort nach dem katholischen Gottesacker; ich aber will hier, in meiner isibaya, im Ochsenkraal, begraben sein. Da bin ich zuhause, bei euch aber läge ich in der Fremde. Ein zweiter Grund ist der: Meine Frau, die ich geliebt, ist ein itongo geworden; sie starb ohne Taufe, und ich möchte nach dem Tode auch ein itongo werden und wieder zu ihr kommen.“

aber denke ich anders und vergehe ich allen. Als echter Christ, ohne Haß und Feindschaft, will ich sterben.“

Seine Worte machten auf alle Anwesenden den denkbar tiefsten Eindruck. Selbst die verstocktesten Heiden begannen zu ahnen, was es Schönes und Großes um eine Religion sein müsse, die nichts weiß von Haß und Feindschaft und Rache. Es war wie ein Sonnenblick aus einer zweiten, besseren Welt.

Batata Mfize, oder Petrus, wie er bei der heiligen Taufe genannt wurde, ist heute nicht mehr. Schon wenige Tage nach Empfang der heiligen Taufe ging er still und friedlich hinüber ins bessere Leben. Er starb als Christ und in der Taufschuld, somit haben wir allen Grund, zu hoffen, der Herr habe ihm nun statt des



Im Felde: Eine feine Offiziershütte.

Phot. Gebr. Hädel in Berlin.

Da war also vorläufig nichts zu wollen. Doch gaben wir die Hoffnung nicht auf und beteten mit unsern schwarzen Schulkindern fleißig um die Bekehrung dieses sonst ganz redlich gesinnten Mannes. Was wir nicht konnten, vermochte die Gnade Gottes; denn Gott lenkt die Herzen der Menschen wie Wasserbäche. Batata Mfize war plötzlich wie umgewandelt. Ganz aus freien Stücken sandte er eines Tages einen Boten hieher und ließ um die heilige Taufe bitten.

Kurz vor dem Tausakt, zu dem sich eine beträchtliche Anzahl Heiden eingefunden hatte, legte er folgendes schöne Bekenntnis ab: „Meine lieben Freunde, ich sehe, ich muß bald sterben; ich will aber nicht als Heide von hinnen scheiden, sondern als Christ. Viele Jahre habe ich unter euch als Heide gelebt und manches getan, was nicht recht war. Besonders schwer habe ich dadurch gefehlt, daß ich so heftig gegen jene murrte, von denen ich glaubte, daß sie meine Frau vergiftet hätten. Damals sah ich das Unrecht meines Zornens nicht ein, jetzt

heidnischen Kopfringes, den er hienieden getragen, die Krone des ewigen Lebens gegeben. R. I. P.

### Im Dienste des barmherzigen Samaritans.

Vom Hochw. P. Joseph Biegner, R. M. M.

(Fortsetzung.)

Emaus. — Samstag vorige Woche kam eine Frau zu mir mit der Bitte, den kranken Knaben ihrer Tochter zu taufen. Die Frau, die mich holte, ist im Katechumenat und zeigt großen Eifer, ihre Tochter dagegen und deren Mann sind noch heidnisch. Ihr eigener Mann ist blind und schon getauft.

Der Weg dorthin war nicht allzuweit, doch liegt der betreffende Kraal in einer Kaffernansiedlung, deren Häuptling, Bumbulwana mit Namen, uns gar nicht freundlich gesinnt ist und der es daher nicht gerne sieht, wenn seine Leute zur katholischen Missionsstation gehen.



Trotzdem kommen furchtlos viele Schwarze hieher, was ihnen der liebe Gott sicherlich um so höher anrechnen wird.

Ich fand den kranken Knaben, in schmutzige Lappen eingewickelt, auf einer Strohmatte liegend. Seine Hände fühlten sich ganz kalt an; er hatte nur noch wenig Lebenswärme und war offenbar schon der Auflösung nahe. Da gab's kein langes Zögern; ich begann sogleich mit den Taufzeremonien, wobei ich allerdings beständig auf den Knien herumrutschen mußte. Es waren noch ein paar andere Frauen mit ihren Kindern da, die alle mit Staunen Zeugen der heiligen Handlung waren. Der Kleine — ich hatte ihn bei der heiligen Taufe ja-



Unser Bruder Amedeus als Landwehrmann.

lob Wilhelm genannt — starb noch am gleichen Tage, und am nächsten Morgen brachte man die Leiche nach Emaus.

Zu gleicher Zeit kamen zwei berittene Boten mit der Meldung, ein heidnischer Mann sei von einem Ochsen auf die Hörner genommen und übel zugerichtet worden, ich möchte kommen und ihm eine große Wunde am Bein zunähen. Meine Antwort war, sie möchten sich etwas gedulden. Es sei heute Sonntag und ich hätte vor allem den Gottesdienst zu halten, auch liege ein totes Kind da, das beerdigt sein wolle; Mittags nach Tisch wolle ich mit ihnen gehen. Sie waren's zufrieden, hatten Gelegenheit, einmal einem katholischen Gottesdienst beizuwohnen, und bekamen, was sie besonders hoch einschätzten, von unseren Schwestern ein kräftiges Essen.

Gegen ein Uhr ritten wir zusammen fort. Es war ein weiter, elender Weg, quer über allerlei Berge und Schluchten hinüber, und es wurde mir schon bange, ob ich vor Einbruch der Nacht glücklich zurückkommen würde. Endlich waren wir an Ort und Stelle. Um besser sehen

zu können, ließ ich den Kranken aus der dunkeln, fensterlosen Hütte heraus ins Freie schaffen und auf den weichen Rasen legen. Er hatte eine große, klaffende Wunde, die fast um das ganze Bein herumlief. Ich hatte nur wenig Nähseide zur Hand und mußte daher sparsam damit umgehen. Es reichte gerade bis zum sechsten Stich. Der Patient, ein alter Heide, gab während der Operation keinen Laut von sich; seine Haut aber war hart wie die eines Kameles, so daß ich schwere Mühe hatte, mit der Nadel durchzukommen. Ich hatte auch Binden und etwas Linnenzeug mitgenommen, womit ich am Schluß das Bein kunstgerecht verband; denn in einem Kaffernkraal ist für derartige Fälle nichts zu haben, als höchstens der Lappen von einem zerrissenen Wollhemd, den man ohne Gefahr auf eine offene Wunde nicht legen kann. So muß sich der Missionär in allem zu helfen wissen und sogar den Chirurgen und Doktor spielen. Die Schwarzen wundern sich gar nicht darüber, im Gegenteil, sie nehmen das als etwas Selbstverständliches hin. Der Missionär ist ihnen buchstäblich der Mann für alles.

Nachdem ich so meines Amtes gewaltet hatte, machte ich mich ohne Begleitung auf den Heimweg. Vielen Dank gab's bei diesen Heiden nicht, doch mir genügte das Bewußtsein, einem armen Menschen in der Not geholfen zu haben. Abends um sechs Uhr war ich wieder daheim und hatte gerade noch Zeit, mein Brevier zu beten. Kurz vor Emaus war ich in einer Schlucht einem Automobil begegnet. Es war leer; denn die Straße war so schlecht, daß der Eigentümer, ein reicher Engländer, einfach nicht mehr weiter kam. Solch moderne Fahrzeuge passen schlecht in diese Gegend; da erweist mir mein altes Rößlein noch immer bessere Dienste.

Am darauffolgenden Donnerstag, einem heißen, schwülen Tag, kam ein Kaffernweib hieher und erklärte einfach: „Komm und taufe einen kranken Knaben, damit er nicht als Heide stirbt!“ — „Ist es weit?“ — „Nimm nur den Gaul; hin und zurück könnte es für dich schon zu weit sein.“

So sattelte ich also mein Rößlein, das sich auf solche Exkursionen stets zu freuen scheint, und ging mit. Wir kamen nur langsam voran, denn meine Begleiterin war zu Fuß. Nach etwa 2½ Stunden waren wir an Ort und Stelle. Die betreffende Kaffernhütte lag tief in einer einsamen Talschlucht. Die Leute dort sind der Mehrzahl nach Protestanten und zählen zu den verschiedensten Sekten; dennoch hatten sie in diesem Falle bei uns Katholiken Hilfe gesucht. Sie schenken uns größeres Vertrauen, sagten sie, denn wir machten die Sache am besten. Vor der Hütte war ein ganzer Haufen größerer Kinder, die alle an ihrer Kleidung nicht schwer trugen, und ein Rudel hungriger Hunde, an denen es in einem richtigen Kaffernkraal nie zu fehlen pflegt.

Der kranke Knabe mußte aus einer benachbarten Hütte geholt werden. Er konnte nur mühsam gehen, und die Mutter führte ihn etwas, damit er nicht falle. Es war ein sanfter, lieber Knabe. Beide Augen waren geschwollen; es schien mir, daß die Krankheitskeime hier einen Ausgang suchten. Lebensgefährlich krank schien er mir nicht zu sein; er setzte sich neben mich auf ein Schaf-Fell und wartete auf die heilige Taufe. Sein Vater, noch ein Heide, aber schon ordentlich gekleidet, saß nebenan auf einem Steine. Meine Frage, ob er mit der Taufe seines Kindes einverstanden sei und ob er ihn später im Falle der Genesung in die katholische



Missionsschule schicken wollte, beantwortete er mit einem kräftigen „Ja“. Auch der Name „Anton“, den ich dem Knaben geben wollte, war ihm recht, obschon die hiesigen Protestanten mit Vorliebe alttestamentliche Namen, wie Moses, Josua, Samuel usw. zu wählen pflegten. So kniete ich mich also neben dem Knaben nieder und taufte ihn auf den Namen „Anton“. Möge ihm der liebe Gott die Gesundheit schenken, sowie die Gnade, seinem großen himmlischen Patron möglichst ähnlich zu werden!

## Was Hänschen gelernt, treibt Hans immer gern.

Von Abt Franz Pfanner †.

In den Lebenserinnerungen, die Abt Franz, der Gründer Mariannhills, wenige Jahre vor seinem im Mai 1909 erfolgten Tode aufzeichnete, findet sich u. a. folgendes:

„Die Liebe zum „Hosenlupf“ hatte sich bei mir so tief eingegraben, daß ich sie bis zur Schwelle des Priesterturns mitnahm. So oft ich in die Vakanz kam, war es das erste, daß ich mit meinen Brüdern wieder „hosenlupfte“. Zunächst maßen wir uns an der Stubenwand und schnitten jedesmal einen Querschnitt in das bemalte Gefäß bis auf das nächste Jahr. Mein Zwillingsbruder war fast jedesmal um einen bis zwei Zoll größer als ich. Von der Längenmessung gingen wir über zur Kräftemessung. Nach der dritten Klasse bewältigte ich nicht mehr beide Brüder zugleich, aber je einen immer. Später hätte mein Zwillingsbruder nicht mehr mit mir angefangen, wenn ihn nicht die Knechte und Tagelöhner dazu gereizt hätten. Das letztemal, daß wir hosenlupften war, als ich nach dem dritten Kurs der Theologie nach Hause kam, ein halbes Jahr, bevor mein Bruder heiratete. Da wollte er wahrscheinlich den Knechten zeigen, daß er ein Mann geworden. Wir waren gerade auf dem Heutock am Heuabladen, als er mich angriff. Ich warf ihn 9 mal, sage und schreibe neunmal nacheinander ins Heu hinein, bis er endlich daran glauben mußte, daß er dem Studentlein nicht gewachsen sei. Das andere Jahr kam ich als Priester heim, und er kniete vor mir nieder, um den Primiziantensegens zu bekommen. —

Mit dem „Hosenlupfen“ war's nun gründlich aus; aber einmal mußte ich doch noch zu diesem Auskunfts-mittel greifen. Alle, welche Reisebücher in den Orient gelesen haben, wissen, wie die Fremden von den dortigen Packträgern usw. schikaniert und cujoniert werden. Auch an mir, dem damaligen Präsidenten der österreichischen Pilgerkarawane (1863), versuchten es einige dieser Burschen im Pharaonenlande. Wir waren soeben glücklich im Hafen von Alexandria angekommen. Die meisten unserer Leute waren schon aus der Gondel gestiegen, als sich zwei Kerle einfach auf unser Gepäck setzten, um uns zu brandschlagen. Gegen den abgeschlossenen Kontrakt verlangten sie für den Kopf statt eines österreichischen Zwanzigers einen Golddukaten. Für mich, als den Dolmetsch und Präsidenten, war es nicht bloß eine Geld-, sondern zugleich eine Ehrensache, den Kontrakt buchstäblich durchzuführen. Wir standen auf dem Steindamm, und unser Gepäck lag unten in der Barke. Ein paar Hundert Packträger aber standen auf dem Damm und jubelten ihren zwei Kameraden in der Barke zu, denn es hatten ja alle auf einen guten Trunk zu warten, wenn unsern Gondelführern der Streich gelang.

Da fuhr mir etwas ähnliches in die Glieder, wie bei dem Studentengefecht vor Feldkirch; ich fühlte auf einmal wieder Lust zu einem „Hosenlupf“ und zwar diesmal mit Sansculotten, denn keiner von ihnen hatte eine Hose an. In's Boot hinabspringen und mit jeder Hand einen dieser Kerle am Genick fassen, war das Werk eines Augenblicks. Bei einem Haar wäre dabei das Boot, das um 8 Fuß tiefer lag, als der Steindamm, umgekippt. „Wenn ihr . . . voi maledetti nicht sofort unser Gepäck auslastet, werfe ich euch beide ins Meer hinein!“ herrschte ich sie an; rief dann drei Tirolerbauern zu, das Gepäck zu holen, und erst als dies geschehen war, ließ ich die beiden Burschen wieder los. Oben auf dem



Erzherzog Joseph Ferdinand und sein jüngster Soldat.

Dieser, ein Tirolerbus, dessen Mutter nicht mehr lebt und dessen Vater im Felde steht, hatte sich an den Erzherzog mit der Bitte gewandt, ihn in sein Heer aufzunehmen. Der gütige Fürst erfüllte seinen Wunsch und ließ ihm infolge seiner Jugend einen leichten Posten an der Telegraphen-Abteilung des Oberkommandos anweisen. Dort versieht der Mutige jetzt als jüngster Kriegsfreiwilliger Oesterreichs den Dienst.

Steindamm aber, riß ich dem nächstbesten Packträger seinen Karren aus den Händen; wir warfen unsere Habseligkeiten darauf und fuhren damit vor das österreichische Konsulat. Der Konsul aber, ein sehr lebenswürdiger und dienstbereiter Herr, meinte, wir bedürften seines Schutzes nicht, da wir uns schon selbst zu helfen wüßten.

Bei diesem letzten „Hosenlupf“ hatte ich schon meine Aufnahme in's Trappistenkloster Mariannhill in der Tasche. Aber das ist sicher, hätte ich nicht schon als Hänschen gelernt, wie man zwei auf einmal packt und am Boden hält, so hätte ich es als Hans auch nicht fertig gebracht, und Oesterreichs Ehre wäre damals nicht so glänzend gerettet worden. —

Mit dem Hosenlupf geht Hand in Hand das Turnen. Von künstlichem Turnen und förmlichen Turnstunden wußte man in illo tempore noch wenig; jene aber, die eine Neigung dazu hatten, übten es, ohne auch



nur dessen Namen zu kennen. So brachten z. B. wir jungen Leute vom Lande mehr natürliches Turnen mit in die Stadt, als manches Stadtbüblein nach sechs-jährigem, offiziellem Turnunterricht fertig bringt. Und solches Turnen kann ein Gewinn sein fürs ganze Leben. Mancher hat sich schon an der Gesundheit geschadet, die Glieder gebrochen oder ist zu Tod gefallen, weil er zu wenig balancieren konnte, weil er dem Körper nach zu plump und steif geblieben.

Mathis und ich waren in Feldkirch die besten Weit- und Hochspringer; die anderen Mitschüler hatten wir meist nur als Zuschauer. Das ging so bis in die theologischen Studienjahre hinein. Einmal traf ich die Theologen im Seminargarten am Aufheben einer langen Stange. Ich wußte von zu Hause, welche Fahren ich aufzuschwingen imstande war. Als ich dazu kam, hieß es: „Setzt kommt der Pfonner, (tirolerisch, statt Pfan-ner), der wird sie schon heben.“ Ich sagte: „Eine leere Stange will ich nicht schwingen, wohl aber eine Fahne.“



Die Kinder des Prinzen Max von Baden bei der Gartenarbeit.

Unser Bild zeigt die kleine Prinzessin Marie Alexandra neben dem späteren badischen Thronerben Prinz Berthold bei der Gartenarbeit.

Nun befestigten sie an der Spitze der Stange den Talar eines Seminaristen, und ich hob die also improvisierte „Fahne“ lustig auf.

Am meisten hat mir in meinem Leben das Weit-springen genützt. Wenn ich in Bosnien vom Kloster in die Stadt zu gehen hatte, mußte ich über unzählige Gräben und Wasserlachen springen, besonders nach heftigem Regen. Hätte ich es nicht gelernt als Häschen, so hätte ich es als Hans nicht gekonnt. — Einmal habe ich mir mit diesem Springen sogar ein paar Maß Tirolerwein verdient. Es war das in Brizen; da gingen wir Seminaristen einmal in corpore mit unserm lieben Spiritual, Herrn Erhard, längs des Mühlbaches spazieren. Plötzlich warf einer die Frage auf, ob wohl jemand unter uns imstande wäre, über diesen Wassergraben zu hüpfen. Als es alle verneinten, entgegnete ich: „Wenn mir jeder von euch einen Kreuzer gibt, spring' ich hinüber.“ — „Ah! Wird nicht sein!“ sagte der erstaunte Spiritual. Wir waren alle in hohen Rohrstiefeln und Talar. Alle die Kreuzer wurden in die Hände des Herrn Spiritual gelegt. Ich sprang mit einem Satz hinüber, mit einem zweiten herüber und nahm den Preis in Empfang. „Aber

der Pfonner!“ rief nun der Spiritual. — Mir wäre meine Springerei und Kletterei auch hier in Afrika nicht feil. Wie oft wäre ich da schon in ganz gefährlicher Weise gefallen und abgestürzt, hätte ich das Balancieren nicht so gut verstanden.

Einmal hatten wir in Palästina auf einem Fußpfad zu reiten, wo eine schlüpfrige Stelle, nämlich ein nasser, glatter Felsen, zu passieren war. Ich fand das Absteigen überflüssig und blieb auf dem Pferde sitzen. Aber plumps! Da gleitet das Pferd aus. Ich aber hatte rechtzeitig die Füße aus den Steigbügeln gezogen und sprang während des Sturzes auf die grasige Böschung des Weges. Etwas Gymnastik im Leib ist zu allem gut. Ungeübte und plump gegliederte Leute treten immer steif auf den Fersen auf und können sich beim Aussteigen aus einem hohen Wagen die Knochen zersprengen; Turner aber springen auf die Beine und schonen ihre Knochen wie ein Wagen, der auf Springsfedern läuft.

Nicht so unbedingt kann ich das „Hosenslupfen“ rühmen, denn es könnte auch zu Schlimmem führen. Man kann sich da leicht eine Notwehr einbilden, wo tatsächlich gar keine besteht. Ein Beispiel von mir selbst mag folgendes klar machen: Als in den sechziger Jahren in Kroatien der Nationalitätenstreit losbrach, mußten alle fremden Beamten das Land verlassen. Der Haß gegen das Deutschland ging soweit, daß man in Kaffeehäusern deutsche Zylinderhüte als Spucknapfe benützte, und jedem, der sich in Agram mit einem Zylinder zeigte, denselben entweder „antrieb“ oder herunterschlug. Besonders schlimm war es auf dem

jogenannten Zelacie-Platz; hier duldeten die Studenten absolut nichts dergleichen.

Damals nun ging der Superior der Barmherzigen Schwestern (ein Tiroler) mit einem Zylinder aus, ohne vielleicht auch nur an eine Gefahr zu denken. Doch er kam nicht weit, denn schon in der Nähe des Klosters mußte er umkehren und einen anderen Hut holen. Ich selbst aber hatte als Beichtvater der Schwestern wöchentlich in mehrere Filialhäuser zu gehen, und mußte dabei jedesmal den großen Zelacie-Platz passieren. Ich war gewohnt, bei allen meinen Ausgängen einen ziemlich festen Knotenstock zu tragen. Diesen Stock in der Hand und den gewohnten Zylinder auf dem Kopf setzte ich meine Ausgänge wie früher fort; denn ich stützte mich auf mein gutes Recht. Stramm den Stock in der Rechten haltend und die Studenten scharf ins Auge fassend schritt ich furchtlos an den dort angehäuften Schreibern vorbei, fest entschlossen, jedem, der nach meinem Gute griffe, mit einem Streich auf die Hand zuzukommen. So oft ich nun an diesen Platz kam, wurde es still. Die frechen Burschen überlegten, was zu tun sei, doch keiner wagte es, mich anzurühren. Das war ein Glück, es



hätte sonst schlimm ausfallen können, und meine eigene Kampflust hätte mich sicher in Gefahr gebracht. Später, als sich der größte Sturm gegen die Swabski (Schwabben) gelegt hatte, kaufte ich mir auch einen kroatischen, d. i. niedern, breitkrämpigen Filzhut. Damit war der Friede vollends hergestellt.

(Fortsetzung folgt.)

## • Die Nachtigall.

(Fortsetzung.)

Am folgenden Morgen ließ der junge Graf den Knaben rufen und zahlte ihm hundert Gulden in lauter neuen Silberstücken hin. Michael bezeugte dem gnädigen Herrn seinen innigsten Dank und eilte dann, das Herz voll Freude und Jubel, nach Hause.



Lieb' Vaterland, magst ruhig sein!

Das beliebte Spiel der Jugend, das Soldatenspiel ist jetzt wieder in höchster Blüte, und am unglücklichsten ist die Partei, die die Russen oder Franzosen spielen muß, weil diese Partei natürlich stets geschlagen wird.

Bei seiner armen väterlichen Behausung angekommen, bemerkte er durch das niedrige Fenster und an dem rauchenden Kamin, daß der Vater nicht in der Stube war, sondern in der Küche sein karges Mittagessen bereitete. Er schlich sich in die Stube und legte die schönen blanken Silberstücke in langen Reihen auf den Tisch. Als nun der Vater mit einem irdenen Schüsselchen voll Milchsuppe in der einen Hand und einer Schüssel dampfender Erbsen in der andern zur Tür hereintrat und den ganzen Tisch mit dem blinkenden Silbergelde bedeckt sah, fragte er, sichtlich betroffen und mit ernstem Gesicht: „Kind, woher das viele Geld? Du wirfst es hoffentlich nicht gestohlen haben!“

„O nein, bester Vater!“ versicherte Michael, „ein Vögelein im Wald, das gar wunderschön sang, hat mir dazu verholfen, oder, besser gesagt, der liebe Gott hat es mir durchs Vögelein gegeben!“

„Durch einen Vogel? Wie ist das möglich? Rede, Junge, ich muß wissen, woher das Geld ist.“

Der Knabe erzählte nun die ganze Geschichte, wie er zu dem vielen Gelde gekommen, ausführlich, wobei sich das anfangs so ernste Gesicht des Vaters immer mehr

aufheiterte. Zuletzt rief er aus: „O Gott, wie gut und wunderbar bist du! Durch eines deiner kleinsten Geschöpfe, durch ein Vögelein, weißt du uns Menschen zu beglücken. Wir wollen dir dafür unser ganzes Leben hindurch dankbar sein!“

Der greise, hocheifreute Vater, sorgte nun vor allem, daß für seinen lieben Michael die nötigen Kleidungsstücke angeschafft wurden. Schneider, Schuhmacher und Näherinnen bekamen vollauf zu tun. Michael sah fleißig nach und trieb beständig, daß alles recht gut gemacht und bald fertig würde. Als er vom Kopf bis zu Fuß neu und gut gekleidet da stand, führte ihn der Vater zu dem Meister und bezahlte das verlangte Lehrgeld. Michael begriff jede Arbeit rasch, und nach drei Jahren war er beinahe ein ebenso trefflicher Wagner, wie sein Meister.

Bevor er in die Fremde ging, begab er sich nach Sternfeld, um der gräflichen Familie für die erwiesene Wohlthat nochmals zu danken. Zunächst wandte er sich an den alten Schloßgärtner, der ihn schon früher recht lieb gewonnen hatte, ihn auch jetzt wieder aufs freundlichste begrüßte und bei der Herrschaft anmeldete. Der wackere Jüngling wurde sogleich vorgelassen und legte seinen Lehrbrief vor. Der sehr zierlich mit großen bemalten Anfangsbuchstaben auf Pergament geschrieben war und für ihn höchst rühmlich lautete.

Die Frau Gräfin, der junge Graf und die Fräulein Gräfinnen zeigten großes Wohlgefallen über das gute Zeugnis und Wohlverhalten des trefflichen Wagnergeffellen.

„Die Zeugnisse über Fleiß, Geschicklichkeit und gutes Betragen“, erklärte der Graf, „könnten gar nicht besser sein; sie lassen in der Tat nichts zu wünschen übrig. Allein wie steht es mit der Ausstaffierung für die Wanderschaft? Ich fürchte, da wird noch manches fehlen. Wir wollen den angehenden Wandersmann einmal ins Verhör nehmen!“

Es wurde Frage an Frage gestellt, und da fand sich, daß ihm noch vieles abging. „Das ist nichts“, erklärte der Graf, „Kleidung und das ganze Äußere eines jungen Mannes müssen mit seiner inneren Vortrefflichkeit übereinstimmen. Wir wollen ihm einen neuen Ueberrock, Stiefel und ein hübsches, dauerhaftes Felleisen anschaffen.“ — „Und besonders noch mehr Weißzeug“, fügten die jungen Gräfinnen bei. Die erforderliche Summe wurde schnell berechnet, Mutter und Kinder machten ihre Beiträge und bald war soviel Geld beisammen, daß es auch noch einen Zehrpennig für den jungen Wagner abwarf.

„Man darf das Gute nie halb tun“, bemerkte die Gräfin; ein Bäumchen, das man gepflanzt hat, muß man auch begießen. Wenn du, lieber Michael, voll-



kommen zur Reise ausgerüstet bist, so komm noch einmal hierher.“ Mit diesen Worten übergab sie ihm das zusammengelegte Geld, denn sie war überzeugt, daß er gut einzukaufen wisse.

Noch ehe acht Tage vergingen, erschien Michael schnell ein zweitesmal im Schlosse, diesmal in einem schönen grauen Ueberrock, ein zierliches Felleisen auf dem Rücken und einen kräftigen Wanderstab in der Hand. Die Frau Gräfin gab ihm wie eine gute, treubeforgte Mutter noch die besten Lehren und Ermahnungen mit auf den Weg:

„Halte dich immer so wohl, wie bisher“, sprach sie, „vor allem aber bleibe fromm und gottesfürchtig. Habe allzeit Gott vor Augen; seine hl. Gebote seien dir ins Herz geschrieben. Besuche an allen Sonn- und Festtagen den öffentlichen Gottesdienst und höre Gottes Wort mit Andacht und Aufmerksamkeit an. Unterlaß nie deine täglichen Gebete, fange jede Arbeit mit einem frommen Ausblick zu Gott an und beschließe sie auch damit. Ehre deinen künftigen Meister wie einen Vater, die Hausfrau wie eine Mutter und die Kinder wie deine Geschwister, dann wirst du auch wie ein Kind des Hauses gehalten werden. Wo aber Frömmigkeit und reine Sitte nicht zu Hause sind, da setze deinen Wanderstab weiter. Ziehe böse Kameraden, sei gegen alle Menschen wohlwollend, aber nicht zu vertraut. Endlich hüte dich vor Spiel und Trunk. Und nun lebe wohl! Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf ihn; er wird es recht machen!“

Dem jungen Wandersmann wurden die Augen feucht, tiefgerührt sprach er der Frau Gräfin und der ganzen herrschaftlichen Familie seinen innigsten Dank aus und versicherte, indem er die Hand zum Abschied reichte, alle guten Lehren getreu befolgen zu wollen. —

### 3. Auf den Eisfeldern Rußlands.

Der junge Graf August von Sternfeld, der so wohlwollend gegen die Armen und so voll kindlicher Liebe gegen seine Mutter war, glühte nicht minder von Liebe zu seinem Vaterlande. Schon längst hegte er in seinem Herzen den stillen Wunsch, an dem großen Kampfe Deutschlands gegen Frankreich teilzunehmen. Er studierte die Kriegskunst und die damit verbundenen Wissenschaften und unterhielt sich gern mit Offizieren und Kriegerleuten. Endlich entdeckte er sein Vorhaben der Mutter. Die Gräfin war anfangs bestürzt, gab aber dann gleichwohl, ob schon mit Tränen in den Augen, ihre Einwilligung. „So ziehe denn hin, mein geliebter Sohn“, sprach sie, „kämpfe für dein Vaterland, und Gott sei mit dir! Seinem Schutze empfehle ich dich. Er wolle dich gesund und reich an Ehren wieder in meine Arme zurückführen!“

Graf August machte einige Feldzüge gegen Frankreich mit und wurde Rittmeister. Später aber nahmen die politischen Verhältnisse eine andere Wendung, und so mußte er gegen seinen Willen mit der großen, von Napoleon angeführten Armee nach Rußland ziehen. Schon auf dem Wege nach Moskau verlor die Armee durch die anstrengenden Märsche und den Mangel an Lebensmitteln viele Tausende tapferer Krieger. Endlich näherte man sich nach der großen Schlacht von Borodino der großen russischen Kaiserstadt, die mit ihren vielen Palästen, den vergoldeten Kuppeln der Kirchen und den vielen Türmen einen prachtvollen Anblick gewährte. Hier hoffte die Armee endlich Erholung und überflüssige Lebensmittel zu finden, doch die Häuser standen fast alle

leer, die meisten Einwohner waren geflohen und kurz darauf brach jene furchtbare Feuerbrunst aus, die mehrere Tage währte, zuletzt zu einem Flammenmeer anwuchs und den größten Teil der herrlichen Stadt in Asche legte.

Die Armee mußte den Rückzug antreten, auf dem tausende tapfere Soldaten, Deutsche und Franzosen, in Schnee und Eis, in Hunger und Möße einen schrecklichen Tod fanden. Eine einzige Nacht raffte über 30 000 Pferde hinweg; auch alle Pferde der Eskadron unseres Grafen kamen um. Er mußte fortan mit seinen Dragonern den Weg in tiefem Schnee, in Sturm und Schneegestöber, zu Fuß fortsetzen. Oft marschierten sie viele Meilen weit, ohne auch nur eine einzige Hütte anzutreffen, und wenn sie zuweilen in der Ferne ein paar menschliche Wohnungen erblickten und dort Obdach und einen Bißchen Brot zu finden hofften, so fanden sie die Häuser meistens halb zerstört, ohne Türen und Fenster und leer von Menschen und Lebensmitteln. Ueberall fauchte der eisige, schneidende kalte Wind hindurch.

So mußten die erschöpften und bedauernswerten Soldaten gar manche Nacht auf dem mit Schnee bedeckten Boden unter freiem Himmel zubringen. Der Mangel an Lebensmitteln nahm immer mehr überhand. Graf Sternfeld gab all sein Geld für trockenes Brot hin und hätte zuletzt für alles Gold der Welt keinen Bißchen Brot mehr bekommen können. Die meisten mußten sich mit dem Fleische gefallener Pferde begnügen. Die Straße, worauf der größte Teil der Armee bereits gegangen war, sah man mit zurückgelassenen Kanonen und Pulverwagen bezeichnet, denn es fehlten alle Zugtiere. Rechts und links von der Straße lagen unzählige Menschenleichen, über die der massenhafte Schnee gleichsam ein unendlich großes Leichentuch ausgebreitet hatte. Viele von den Leuten des Grafen blieben im Schnee erstarrt liegen, andere zerstreuten sich. Die allgemeine Losung lautete einfach: „Es rette sich, wer kann!“

(Fortsetzung folgt.)

### Ein liebes Herz.

Ein liebes Herz ist wie die Blume,  
Die sich erschließt am Lenzesmorgen.  
Ein reicher Schatz von Duft und Blüten  
Ist still in ihrem Kelch verborgen.

Ein liebes Herz ist wie die Quelle,  
Die quillt aus dunklem Felsengrunde.  
Sie steht mit unerkannten Mächten  
In tief geheimnisvollem Bunde.

Ein liebes Herz ist wie die Sonne,  
Die hoch am Himmelsbogen funkt.  
Sie leuchtet noch im Abendgolde,  
Wenn's drunten auf der Erde dunkelt.

Wilhelm Edelmann.

### Gehet zu Joseph!

„In einem hochwichtigen Anliegen nahmen wir unsere Zuflucht zur lieben Mutter Gottes, sowie zum hl. Joseph und hl. Antonius mit dem Versprechen, ein Heidenkind auf den Namen „Maria“ taufen zu lassen. Unser Gebet wurde über Erwarten schnell erhört, weshalb wir mit Freuden unser Versprechen erfüllen und



den genannten Heiligen öffentlich unseren Dank aussprechen.“ —

„Mein Sohn, der gegenwärtig im Felde steht, hatte seit ein paar Monaten nicht mehr geschrieben, weshalb bei uns lebhaft Unruhe herrschte. Nachdem ich aber zu Ehren des hl. Antonius ein Missionsalmosen nebst Veröffentlichung im Vergißmeinnicht versprochen hatte, traf er gesund und wohlbehalten und mit dem Eisernen Kreuz geschmückt bei uns ein. Er war inzwischen zum Leutnant befördert worden.“ — Ähnlich lauten eine Menge anderer Berichte. So schreibt z. B. eine Abonnentin aus Esen: „Ich hatte von meinem Mann, der

großen Unglückes im Stall. Habe die Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Josepha-Mosja“ versprochen, falls mir und meinen Kindern auch fernerhin geholfen wird.“

„Zwei unserer Söhne sind im Krieg. Der erste hatte volle sechs Monate kein Lebenszeichen gegeben, und alle unsere Gebete und Gelöbniße schienen vergebens zu sein. Da versprachen wir zu Ehren des hl. Joseph und Antonius eine Gabe für die armen Heidenkinder nebst Veröffentlichung im Vergißmeinnicht, und siehe, kurz darauf kam von unserem Sohne ein Schreiben an mit der Meldung, er sei schon am 7. September v. J. ver-



Kronung Mariens im Himmel von G. von Wörndle. Haage, Leipzig-Neuditz, Rohlgartenstraße 14.

seit Beginn des Krieges im Felde steht, schon längere Zeit keine Nachricht bekommen. Da wandte ich mich an verschiedene Heilige, speziell aber an den hl. Joseph, zu dessen Ehre ich eine Novene hielt, während ich täglich kommuniziere. Sofort nach Beendigung der Andacht traf gute briefliche Nachricht ein. Falls mein Mann wohlbehalten an Leib und Seele zurückkehrt, werde ich den Betrag für die Taufe eines Heidenkindes einsenden.“ — „Meine beiden Söhne stehen im Feld. Ich empfahl sie dem hl. Joseph und bat ihn, er möge ihr Vater und Beschützer sein; auch bete täglich in dieser Meinung drei Vater unser für sie. Bis jetzt ist es beiden gut gegangen.“ — „Tausend Dank U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe, sowie dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und den armen Seelen, daß mein Mann von der Verwundung, die er auf dem Schlachtfelde erhalten, glücklich genesen ist. Desgleichen danke ich für die Abwendung eines

wundet worden und in russische Gefangenschaft geraten. Jetzt ist er vollständig geheilt und gesund in Sibirien. Unser zweiter Sohn war ebenfalls verwundet und krank und steht nun wieder gesund im Feld. Innigen Dank dem hl. Joseph und dem hl. Antonius für die auffallende Hilfe!“ — Ein Landwehrmann schreibt: „Tausend Dank dem hl. Joseph für beinahe wunderbare Rettung im Feld! Ein kleines Missionsalmosen liegt bei.“ — „Unser Gebet zum hl. Joseph und hl. Antonius wurde erhört. Nach langem Warten traf von unserm Sohn aus Rußland die Nachricht ein, er sei bis zur Stunde noch gesund.“ (3 Mk. Antoniusbrot.) Für verschiedene Hilfe 10 Mark.

„Zwei meiner Söhne sind im Krieg; einer steht in Frankreich, der zweite ist in englischer Gefangenschaft. Nun mußte sich auch mein dritter und letzter Sohn zur Musterung stellen. Hätte ich auch ihn verloren, so wäre



das für mich, eine 63jährige Witwe, ein schwerer Schlag gewesen. Ich wandte mich daher an die liebe Muttergottes und an die beiden Heiligen Joseph und Antonius und fand Erhörung. Mein Sohn wurde auf Reklamation hin frei und zwar als der einzige von allen. Lege zum Dank ein Missionsalmosen von 5 Mk. bei." — „Mein Sohn wurde als auf dem Felde der Ehre gefallen erklärt, doch nach sechs Tagen traf ein Brief von ihm ein, der jene Nachricht als irrig erscheinen ließ. Ich habe meinen Sohn vertrauensvoll dem Schutze des hl. Joseph und des hl. Antonius empfohlen; mögen diese beiden großen Patrone ihn auch fernerhin beschützen! — „Mein Bruder, Vater von sechs Kindern, wurde zum Landsturm einberufen. Einmal stand er in so heftigem Artilleriefeuer, daß er schon seine Seele Gott befohl und jede Hoffnung auf Rettung aufgab; doch kam er ohne die geringste Verwundung davon. Er schreibt dies dem Schutze der lb. Muttergottes und des hl. Joseph zu. Wir zu Hause hatten kurz zuvor ein Heidentkind auf den Namen „Joseph-Michael“ gekauft; auch trug mein Bruder im Feld stets eine Josephs-Medaille bei sich.“

„Mein Sohn konnte lange Zeit keines der Pakete erhalten, die wir ihm ins Feld nachschickten. Zuletzt versprachen wir eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und eine Missionsgabe von 10 Mk. für schwarze Erstkommunikanten, und seit der Zeit ging alles gut. Ich empfehle meinen Sohn dem Gebete der schwarzen christlichen Kinder.“ Ein Reservist schreibt: „Ich überjende Ihnen 10 Mk. als „Antoniusbrot“ zum Danke für die Rettung aus großer Not. Ich stand im Schützengraben, als eine französische Mine explodierte. Mein Kamerad wurde dabei getötet, während ich, obschon nur ein paar Schritte von ihm entfernt, ohne Verletzung davontam. Ich schreibe dies dem Schutze der lieben Muttergottes, sowie des hl. Joseph und Antonius zu und bitte, es im Vergißmeinnicht zu veröffentlichen.“ — „Mein Mann steht schon seit Beginn des Krieges im Feld. Er empfiehlt sich täglich dem Schutze des hl. Joseph und hat seine Hilfe schon ganz augenscheinlich erfahren. Einmal kam eine Granate geflogen und tötete den an seiner Seite stehenden Krieger; er selbst wurde mit Erde überschüttet und lag eine Weile bewußtlos da, hatte jedoch nicht den geringsten Schaden genommen. Tausend Dank dem hl. Joseph für diese auffallende Hilfe! Ich lege zu seiner Ehre ein Missionsalmosen von 5 Mk. bei und verspreche, mehrere Heidentkinder zu kaufen, wenn mein Mann wohlbehalten zurückkommt.“

Anderer Berichte lauten: „Dank dem hl. Joseph für den glücklichen Verlauf einer schweren Operation (10 Kr. Missionsalmosen), pflichtschuldigsten Dank U. L. Frau von Bourdes für die großen Gnaden, die sie einem Priester in der Sterbestunde vermittelte, Dank dem hl. Joseph für Befreiung von Gewissensunruhe und großer Angstlichkeit bei Ablegung der hl. Beicht; eine Familienmutter von 9 Kindern dankt dem hl. Joseph für den glücklichen Vorübergang der schweren Stunde (10 Kr. Almosen), Dank für die Befreiung von einem bösen Nervenleiden, für die Ablegung einer guten Generalbeicht, für die Zuweisung meines Mannes zum Landsturm ohne Waffen (Heidentkind gekauft), für die Heilung eines an einem schweren Halsleiden erkrankten Kindes, für die Milderung eines Herzleidens, für den glücklichen Verlauf einer Operation bei Bauchfellentzündung, für Heilung von Gelenkrheumatismus (10 Mk. Missionsalmosen), für die Rettung eines Familienvaters aus schwerer Bedrängnis (Heidentkind gekauft),

für die Besorgung einer sicheren Lebensexistenz (50 Mk. Almosen), für lohnende Arbeit, für eine gute Standeswahl, für die Beseitigung eines großen Hindernisses, das mich vom Eintritt in den hl. Ordensstand abhielt, für ein glücklich bestandenes Examen.“

„Bei plötzlich eingetretener Atemnot wandte ich mich an den hl. Joseph, versprach eine Monatsandacht, den öfteren Empfang der hl. Sakramente und ein größeres Missionsalmosen. Noch bevor der herbeigerufene Arzt kam, hatte ich Linderung gefunden, weshalb ich mein Versprechen mit Freuden erfülle.“ — „Meine Nichte wirkte jahrelang als Lehrerin in außerordentlich schwierigen Verhältnissen, so daß mir oft um ihr geistiges und leibliches Wohl bangte. All unsere Bemühungen, ihr eine bessere Stelle zu verschaffen, blieben erfolglos. Nun wandte ich mich an den hl. Joseph und versprach nebst einem Missionsalmosen von 10 Kronen Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Mein Vertrauen wurde belohnt; die Nichte bekam einen guten Posten, wo sie sich außerordentlich glücklich und zufrieden fühlt. Tausend Dank dem lieben hl. Joseph!“ — „Ich war mit schwerem Herzleiden geplagt und konnte keine schwereren Arbeiten, wie Hobeln usw. verrichten; selbst das laute Beten in der Kirche und das Singen auf dem Chor mußte ich aufgeben. Durch das Vergißmeinnicht gewann ich Vertrauen zum hl. Joseph und versprach nebst einem Almosen für die armen Heidentkinder eine Novene. Zu gleicher Zeit rief ich auch U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe und den hl. Antonius von Padua um ihre Fürbitte an. Gegenwärtig fühle ich mich wieder ganz wohl, kann wieder auf dem Chore singen und schwere Arbeiten verrichten, weshalb ich den genannten Heiligen öffentlich meinen Dank ausspreche. Werde alljährlich das Vergißmeinnicht bestellen.“

„Als mein Kind an Lungenentzündung schwer erkrankte, wandte ich mich an den hl. Joseph mit dem Versprechen, nebst Veröffentlichung im Vergißmeinnicht ein Almosen zu geben, das gleiche tat ich, als mein Sohn eine Prüfung zu machen hatte. In beiden Fällen sah ich mein Vertrauen in auffallender Weise belohnt; das Kind wurde wieder gesund, und mein Sohn hat die Prüfung mit gutem Erfolg bestanden. (20 Mk. Almosen.) — „Ein volles halbes Jahr lag ich an lebensgefährlicher Krankheit darnieder; da alle ärztlichen Bemühungen nicht helfen wollten, begannen mehrere Verwandte eine Novene zu Ehren des hl. Joseph, worauf eine auffallend rasche Wiedergenesung eintrat. Möchten sich doch alle, die in leiblicher oder geistiger Not sind, an diesen mächtigen Fürsprecher wenden!“ — „Unser Vater, der bereits 75 Jahre zählt, erkrankte schwer. In unserer Bedrängnis hielten wir eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und gaben an seinem Feste ein Missionsalmosen von 5 Mk. Sofort nahm die Krankheit einen derartig günstigen Verlauf, daß selbst der Arzt höchlichst darüber erstaunte. Drum innigen Dank dem lieben hl. Joseph!“ — „Wir hatten in den letzten Jahren viel Unglück im Stall. Erst kürzlich hatten wir ein Stück im Wert von 200 Mk. verloren, als schon ein zweites, noch wertvolleres erkrankte. In unserer Not wandten wir uns an die liebe Muttergottes, sowie an den hl. Joseph und hl. Antonius und spendeten ein Missionsalmosen als sogen. „Antoniusbrot“. Zwei Tage darauf war alle Gefahr verschwunden.“ — „Mein Mann hatte als Geschäftsführer viel von seinem Prinzipal zu leiden, der bei jeder Kleinigkeit heftig aufbraute. Da wandten wir uns an den hl. Joseph und beteten zusammen jeden Abend





Dissonanz. Nach dem Gemälde von G. Safford.

Engel, Kunst-Verlag, Hofgartenstraße 14.



ein Gefeklein vom hl. Rosenkranz. Seit jener Zeit geht alles viel besser und kommt nur selten mehr eine Unannehmlichkeit vor.“ —

„Mein jüngster Bruder kam voriges Jahr in die Lehre, wollte aber um keinen Preis bleiben, obwohl in jeder Beziehung aufs Beste für ihn gesorgt war. Zudem wurde er krank, so daß ich ihn zwei Monate zu Hause behalten mußte. Nun ließ ich zu Ehren des hl. Joseph eine hl. Messe lesen, begann eine Novene und versprach eine Veröffentlichung im Vergißmeinnicht, mit dem Voratz, das genannte Blättchen auch fürs nächste Jahr zu bestellen. Nun ist mein Bruder wieder hergestellt und bleibt seitdem recht gerne im Hause seines Meisters. Ein kleines Missionsalmosen folgt durch Postanweisung.“ — „Seit drei Jahren litt ich an chronischem Rheumatismus im Knie und konnte vor Schmerzen oft kaum liegen, geschweige denn gehen. Ich benützte heiße Schwefelbäder und machte die stärksten Einreibungen; umsonst, alles blieb wirkungslos. Nachdem ich aber eine Novene zu Ehren des hl. Joseph gehalten, verschwand kurz darauf das Rheuma vollständig; weder eine Geschwulst noch ein Schmerz blieben zurück, so daß ich mich wieder so frisch und gesund fühle wie früher. Dem lieben hl. Joseph sei dafür öffentlich mein innigster Dank gesagt! Auch meiner verheirateten Schwester, die infolge des Krieges in schwere Bedrängnis im Geschäft gekommen war, wurde nach vertrauensvoller Anrufung des hl. Joseph in ganz auffallender Weise geholfen.“ — „Mein Nefse war immer sehr ungehorsam, die besten Ermahnungen halfen nichts. Seitdem wir uns jedoch in vertrauensvollem Gebet an die hl. Familie wendeten, hat er sich ganz auffallend gebessert. Seit Oktober ist er beim Studium und hat jüngst ein gutes Examen gemacht.“

„Ich war augenleidend, während mein Bruder mit einem Ohrenleiden zu tun hatte. Wir wandten uns an den hl. Joseph, versprachen 10 Kr. Missionsalmosen, und haben beide Hilfe gefunden. Ein kleiner Rückfall treibt uns an, das Versprechen der Veröffentlichung, das wir immer wieder verschoben, endlich zu erfüllen.“ — „Mein Mann litt seit längerer Zeit an Influenza, hatte immer Schwindel und wurde dabei so schwach, daß er kaum mehr gehen konnte. Nach einer Novene zu Ehren des hl. Joseph nebst dem Versprechen eines kleinen Almosen trat rasch eine merkwürdige Besserung ein und heute ist mein Mann wieder ganz wohl. In ähnlicher Weise hat meine kranke Schwägerin nach Anrufung des hl. Joseph Hilfe gefunden.“ (15 Mt. Almosen.) Eine Abonnentin des Vergißmeinnicht hatte seit Jahren ein krankes, offenes Bein; sie verrichtete eine Novene zu Ehren des hl. Joseph und des hl. Antonius, und ist nun vollständig geheilt. Als Dank legte sie ein „Antoniusbrot“ im Werte von 5 Mt. bei.

Viele andere Berichte können wir nur kurz andeuten; da heißt es z. B. Dank dem hl. Joseph für Hilfe in einem heftigen Nervenleiden, für die Genesung eines schwer kranken Kindes (10 Mt. Almosen), für die günstige Vermietung eines neugebauten Hauses in gegenwärtiger Kriegszeit, für Sinnesänderung meines Mannes, der seit Jahren nicht mehr zu den hl. Sakramenten gegangen war, für den günstigen Verlauf einer Operation bei einem Ohrenleiden (10 Mt. Missionsalmosen), für die Abwendung schweren Unglücks im Stall, für die Bewahrung eines Mädchens, das eine typhuskranke Familie zu pflegen hatte, vor Ansteckung, für die Linde-

rung einer furchtbaren Seelenangst, hervorgerufen durch Aufregung und jahrelanges Nervenleiden (Heidenkind gekauft), für ein glücklich bestandenes Examen (5 Mt. Almosen), für wiedererlangten Seelenfrieden (Heidenkind namens Joseph versprochen), für Hilfe in einem Halsleiden nach Anwendung von Lourdeswasser, für glückliche Berufswahl, für Hilfe in einer Erbschaftsangelegenheit, für die Bewahrung vor einer Operation, für die Wiederherstellung des gestörten Familienfriedens, für die Erlangung einer guten Stelle (Heidenkind gekauft), für Hilfe in einer Militärangelegenheit (10 Mt. Almosen), für die rasche Heilung eines böartigen Geschwürs, eines Fuß- und Augenleidens, für Hilfe im Geschäft (Heidenkind gekauft), für glückliche Bewahrung vor drohender Blutvergiftung, für eine glücklich erlangte Wahl meines Sohnes (25 Fr. für ein Heidenkind, namens August), für die Heilung einer böartigen Entzündung im Munde, für Hilfe bei Brustfellentzündung (ein Glöcklein für eine Missionsstation versprochen), für rechtzeitiges Versehen einer mir nahestehenden Person mit den hl. Sterbesakramenten, für augenscheinlichen Schutz in schwerer Kriegsgefahr (Taufe 3 Heidenkinder versprochen.)

Vorigen Herbst hatte meine Enkelin, 5 Jahre alt, mit Spielen einen Arm und ein Bein gebrochen. Sie war sieben Wochen im Hospital. Die Doktoren haben einen Knochen aus dem Arm und auch einen Knochen aus dem Bein genommen. Wir hatten wenig Hoffnung auf Genesung. Somit nahm ich meine Zuflucht zum hl. Joseph mit dem Versprechen eines kleinen Almosen und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht, falls sie wieder vollkommen gut würde. Tausendmal Dank dem hl. Joseph. Sie ist so gut wie sie sein kann; gesund und munter. Beiliegend 1 Dollar für diesen Zweck. Gerhard Hermisen, Maße River, Iowa.

Der hl. Joseph hat mir in meinem Anliegen geholfen, wofür ich ihm öffentlich danke. Ein Missionsalmosen von 20 Mt. war versprochen und liegt bei Frau W.

Dank dem hl. Herzen Jesu, der lieben Mutter Gottes und besonders dem hl. Joseph für Erhörung in einem Anliegen. Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen. Gehet zu Joseph! Wallh Haug, Zimmelftetten.

Drum, wer immer in leiblicher oder geistiger Not ist, gehe vertrauensvoll zum hl. Joseph; ihn hat der Herr gesetzt über sein ganzes Haus.

### St. Antonius hat geholfen.

„Am 4. August mußte mein Mann in den Krieg und ließ mich mit zwei kleinen Kindern und in der Erwartung eines dritten zurück. In meiner Not wandte ich mich an den heiligen Antonius und versprach 20 Mt. als Antoniusbrot. Mein Vertrauen wurde belohnt, am 8. Dezember schenkte mir Gott ein Töchterchen und mein Mann hatte das Glück, es gleichfalls an sein Herz drücken zu können. Er war nämlich wegen Erkrankung im Feld ins hiesige Lazarett gekommen. Möge mir der liebe Heilige auch weiterhin helfen und mir den Gatten und meinen lieben Kindern den guten Vater erhalten! Veröffentlichung im Vergißmeinnicht war versprochen.“ — Seit Beginn des Krieges bete ich täglich zum hl. Antonius für drei liebe Anverwandte, die dem Vaterlande dienen. Bis jetzt sind noch alle gesund, auch jener, der



Monatelang beständig an der Front war. Aus Dank lege ich ein kleines Missionsalmosen bei.

„Ein Familienvater mußte in den Krieg. Zuerst trafen regelmäßig günstige Nachrichten ein, dann aber blieb jede Mitteilung aus. In großer Sorge begannen wir eine Novene zu mehreren Heiligen, auch zu den armen Seelen und versprochen im Falle der Erhörnung ein Antoniusbrot von 6 Kronen. Noch während derselben traf von privater Seite ein Brief ein, in welchem die Vermutung ausgesprochen war, der Vermisste dürfte wohl in russischer Gefangenschaft sein. Im März begannen wir eine Novene zum hl. Joseph, und siehe, schon am ersten Tag meldete uns der betreffende Familienvater selbst, ja, er sei als Kriegsgefangener in Rußland und fühle sich bis jetzt gesund.“

„Von Jugend auf verehrte ich den hl. Antonius, und ich kann nicht sagen, wie oft er mir schon geholfen hat, verlorene Sachen wieder zu finden. Einmal war mir ein Schirm ein ganzes Jahr abhanden gekommen und dennoch bekam ich ihn wieder.“ — „Mein Mann hatte einen Gegenstand verloren, der ihm geradezu unentbehrlich war; er versprach eine heilige Messe zu Ehren des hl. Antonius und ein Missionsalmosen von 5 Mk. und sah am nächsten Morgen seine Bitte erfüllt. Eine Freundin klagte mir, es sei ihr eine wertvolle Brosche abhanden gekommen. Ich schlug ihr vor, gemeinsam mit mir eine Novene zu Ehren des heiligen Antonius zu halten, sie selbst versprach überdies eine hl. Messe und Veröffentlichung im Vergißmeinnicht. Die Novene war noch nicht beendet, und schon hatte sich der verlorene Gegenstand wieder gefunden.“

„Ich war bei Ausbruch des Krieges stellenlos geworden und konnte trotz aller Bemühungen keine passende Stelle mehr finden. Nun nahm ich meine Zuflucht zum hl. Antonius und hl. Joseph und hielt speziell zu Ehren des erstgenannten Heiligen die 9 Dienstage nacheinander; außerdem versprach ich Veröffentlichung im Vergißmeinnicht und ein Almosen für die armen Heidenkinder. Kurz nach Beendigung meiner Novene, die ich mit rechtem Vertrauen hielt, fand ich wieder eine passende Anstellung in einem Bureau. Mögen sich alle in ihrem Anliegen recht vertrauensvoll an den hl. Joseph und den hl. Antonius wenden!“ —

### Briefkasten.

Gochsheim: Betrag von 5 Mk. für Erhörnung bfb. erh. Windischbuch: Heidenkind „Joseph Alois“ wird besorgt Bürgermeister B. in L.: Betrag für 2 Hdb. bfb. erh. Baffau: Betrag dankend erhalten. Weinberg: 10 Mk. für 4 hl. Messen bfb. erhalten. München, R. W.: Betrag für Triaschill bfb. erh. Mannheim: 21 Mk. für 1 Hdb. „Maria“ als Dank für Erhörnung dankend erhalten. Burmannsquid: 20 Mk. für ein Hdb. „Maria“ und 5 Mk. Almosen zu Ehren des hl. Joseph um glückl. Heimkehr des Mannes vom Kriege, dankend erhalten. Heinrieh: Betrag als Dankagung für erlangte Hilfe bei einer schweren Operation erhalten. Gensiren: 20 Mk. für ein Hdb. „Joseph Adolf“ bfb. erh. A. Beg, Ganau: Betrag von 5 Mk. für 5 Mission bfb. erh. J. St., Teisendorf: Betrag für ein Hdb. „Joseph“ aus Dankbarkeit für erlangte Gesundheit dankend erhalten. Steinburg, S. G.: Für ein Hdb. „Theresia“ bfb. erh. W.: Betrag für zwei Hdb. und 20 hl. Messen erhalten. Gattman, Fr. Sp.: für ein Hdb. „Pius“; Begnau, Fr. G.: für ein Hdb. „Joseph“; Begnau, W. A.: für ein Hdb. „Joseph“, Beträge bfb. erhalten. Abendorf: 4 Mk. für Messbünd und 4 Mk. Almosen als Dank zum hl. Joseph erhalten. S. P. in W.: 42 Mk. für zwei Hdb. „Maria“ und „Joseph“ dankend erhalten. Calle: 23 Mk. für ein Hdb. und Antoniusbrot bfb. erh.

Braschoß: Beide Sendungen dankend erhalten. W.: 5 Mk. erhalten. Herzl. Dank dem hl. Joseph. Calle: 23 Mk. für ein Hdb. und Alm. bfb. erhalten. Von einer Leserin d. Vergißmeinnicht 1 Mk. Alm. bfb. erh. Duisburg: 2 Mk. als Dank für die Velehrung eines Sohnes erhalten.

Altenbochum: Gabe von N. N. dankend erhalten. Vellingen: 10 Mk. Missionsalmosen und 5 Mk. Antoniusbrot zum Dank für Erhörnung in schwierigen Anliegen erhalten. Vergelt's Gott!

Wiener-Neustadt: 26 Kr. zur Taufe eines Heidenkindes auf den Namen „Joseph“ dankend erhalten.

Graz: 10 Kr. Alm. für die armen Heidenkinder bfb. erh.

Rüterswiel, A. N.: Betrag für ein Hdb. bfb. erh.

St. G., Z. B.: 57 Kr. als Almosen und für ein Hdb. „Anton“.

Vergelt's Gott.

N. B.: 20 Kr. für hl. Messen, Antoniusbrot und als Almosen dankend erhalten.

Cincinnati-Ohio: 5 Dollar für ein Heidenkind erhalten von Henry Brechhold.

Cincinnati-Ohio: 75 Dollar, ein Geschenk für Ketch, dankend erhalten.

### Dankagungen, Gebetsempfehlungen und Antoniusbrot

in verschiedenen Intentionen

wurden uns vom 15. Mai bis 15. Juni 1915 zugesandt aus:

Minnersdorf, Schneidemühl, Deutsch-Müllmen, Bengersdorf, Reisch, Hemsbach, Donauerschingen, Helmstodt, Mönchen, Mehlich, Vellingen, Eichhätt, Waldbirch, Elzsch, Comines, Augsburg, Neufang, Kraußenbachhofen, Dörlesberg, Krennerod, Langen, Siding, Nürnberg, Gaenhäusen, Achberg, Frittlings, Lautenbach, Mergentheim, Türlheim, Schlaup, Rungendorf, Glamitz, Breslau, Neustadt-D.-S., Juliusberg, Haynan, Neudorf, Altfrankhofen, Schönau, Au a. S., Oedheim, Gerbertingen, Mainburg, Hirblingen, Ebenried, Steinbach, Mehlmeisel, Vogelschütz, Baden-Lichtental, Wengen, Rosenheim, Wangen, Zimmern, Serten, Gras, Villach, Gleisdorf, Nitschan-Mähren, Schönmig, Altdorf, Groß-Döbern, Keulendorf, Aulau, Jamoczkie, Altwil, Spezia, Pientwil, Mariannhill, Uzwil, Detwil, Obejegg, Dietenwil, Bengi-Thurgau, Aachen, Kellheim, Greifath, Mülheim, Essen, Großrosseln, Kleinweiß, Liepstadt, Molbergen, Münster, Wasserleisch, Baum, Calle, Wattencheid, Brimsweiler, Lampyrine, Galtorn, Bachten, Albersloh, Bad Emz, Speicher, Wemer bei Paderborn, Koblenz, Hove, Krefeld, Harriehausen, Minheim, Dremmen, Berne, Corneliusmünster, Gelede-Muhr, Plettenberg, Schifflingen, Würschheim, Mittelbrochagen, Elz, Neische, Duisburg-Muhrort, Gelsenkirchen, Runderoth, Dietenwil, Schaffhausen, Zugwil, Gerlau, Carmentorf, Muri, Bried, St. Gallen, Engelberg, Begikon, Altheim, Bürglen, Feldmoos, Kippel, Ebfon, Sulz, Wöllinswil, Bülach, Baden, Gröfelf, Betten, Berned, Frauenfeld, Emmetten, Walterswil, Baar, Altdorf, Kobel, Lobendau, Gragen-Bömmen, Sulz-Röthlis, Weiler-Morarlberg, Sierning-D.-Dett., Marburg a. Drau, Rohnsdorf, Wilbon-Steiermark, Feldbach, Ober-Mukbach-N.-Dett., Tachau-Böhm., Kipet i. Saual, Altmies-Ungarn, Linz-D.-Dett., Urad-Ungarn, Mariasell-Steiermark, Zungbach-Böhm., Knittelfeld, Vasszentwan-Ungarn, Rastail-Steiermark, Weiz-Steiermark, Ladomany-Ungarn, Nagytoszeg-Ungarn, Altmünster, St. Johann im Eggautal, Obental-Kärnten, Freistadt-D.-Dett., Gallneufkirchen, Earntheim-Tirol, Eichenberg-Lochau, Alach-Morarlberg, Domelchau-Böhm., Kegelstorf bei Zwick, Schludenau, Gotau-D.-Dett., Wien, Lobendau-Böhm., Raumberg-N.-Dett., Ebensee-D.-Dett., Grünberg-D.-Dett., Meran-Tirol, St. Florian-D.-Dett., Ober-Fraunkniz, Brünn, Böhmisch-Mothmühl, Petersburg-Böhm., Hopfgarten, Girschbach-D.-Dett., Wien, Glaselsdorf-Mähren, Deutsch-Beneichau, Auer-Tirol, Manayunt-Pa., Emmet-Nebr., Fremont-Ohio, Cincinnati-Ohio, Ford-City-Pa., New-Baltimore-Mich., Woodburn-Dreg, Dubuque-Iowa, San Francisco-Cal., Manayunt-Pa., Milnaufer-Wis., Schoppinib, Köln-Chrenfeld, Doriel, Rodum, Jülich, Hegensdorf, Abendorf, Winnekenbont, St. Tönis, Kretter, Steinfeld i. D., Batum, Denkligen, Wehwerz, Westerholt, Solzschliff, Eiderscheid, Münstermaifeld, Heilsberg, Safran, Ossum, Vossenad, Heiden-Westf., Otermörnter, Buer, Godesberg, Neuenahr, Lüdinghausen, Förde, Driburg, Wagen, Köln, Braschoß, Heinsberg, Kellheim, Oberlahnstein, Sögel, Aham, Wiesel, Oberelsbach, Schönsfeld, Nörcheim, Neustadt a. d. S., Würzburg, Markelsheim, Mehlbad, Wiesingen, Reilach, Hauzenberg, Bohenheim, Dbbach, Wiesmühl, Ebringen, Krensheim, St. Blasien, Gattenwang, Wendling, Dilsberg, Aufheim, Thann, Türlheim, Schön-



lofen, Höttingen, Arnhausen, Oberwiesener, Mühlhausen, Karlsruhe, Oberseebach, Utting, Bernarz, Bräckenau, Donau-  
schlingen, Altmann, Konstanz, Waldstetten, Eschbach, Maist-  
hub, Alstötting, Lannungen, Schöneburg, Malschenberg,  
Bieringen, Bönndach, Unterwiltstadt, Hirblingen, Sillau,  
Stein a. Kocher, Heidelberg, Bruchsal, Unterparistetten,  
Landau-Pfalz, Oberschöfberg, Weingarten, Etaselsstein,  
Hundsbad, Steinbach, Wömlingen, Zöhlitz, Negenheim,  
Langheim, Volkersheim.

### Memento.

(Eingefandt vom 15. Mai bis 15. Juni 1915.)

Von unseren Wohltätern und Mitgliedern unseres Wohl-  
täter-Vereins sind gestorben und werden dem frommen  
Gedächtnis unserer Leser empfohlen:

Joseph Humbird und Ignaz Boedel, Buffalo-N.-Y.  
Louise Umber, St. Clair-Pa. Agatha Burgmeier, Dayton-  
Ohio. Geo. Huthmacher, Humphrey-Mebr. Bartholomäus  
Gruenwald, Zell-So.-Dat. Maria Dettlaff, Detroit-Mich.  
Joseph Kutschenreiter, Mar. Etander und Dominic Zentis,  
York-City-Pa. Julia Otter, Clayton-Kan. John Gerber,  
Detroit-Mich. Katharina Dieb, Dubuque-Iowa. Wilhelmina  
Salz, Leonore-M. Dr. Knips, Brooklyn-N.-Y. Alois Hug,  
Sekundarlehrer, Lachen. Nikolaus Ruegg, Büschwil. Anna  
Blöchliger, Jona. M. Magdalena Eilinger, Bernhardtzell.  
Anton Moritz, Koblenz. Anna Maria Schulte, Hagen.  
Gerada Janzen, Willingen. Josephine Maffry, Düsseldorf.  
Winand und Margaretha Nütten, geb. Konette, Lachen.  
Frau Dr. Habscheid, Niedergergen. Anna Gertrud Reuter,  
Altenahr. Anna Hülsmann, Herdingen. Anna Santsleben,  
Effen-Mittelsch. Johann Witz, Wahlen. Gertrud Götz  
und Hermann Siebmans, Menurath. Fren Heine, Waren-  
dorf. Peter Kurtenbach, Breitenbach. Anna van Gb, Münster.  
Albert Bente, Grieth. Maria Holz, Ondrup. Therese  
Wagner, Oberbimbach. Frau Anton Heber, Appelhülsen.  
Bernard und Katharina Bodlage und Joseph v. Lehmen,  
Goldorf. Wilhelmine Niewöhner, Gladbeck. Witwe Math.  
Lütterbach, Kühren. Paul Kaug, Düsseldorf. Gerard von  
Gb und C. Vandenhoff, Münster. Maria Schmitz und Peter  
Blom, Wausbach. Alois Reitmeier, Gerzen. Peter Traut-  
mann, Nanweiler. August Wiegand, Nassdorf. Johann  
Bühner, Bremich. Alfons Leiser, Grehweiler. Hr. König,  
Lohr a. M. Mar. Büchel, Rottenegg. Agatha Böhl, Theres  
Scherr, Alstötting. Kreszenz Spitz, St. Vlasien. Babette  
Konrad, Bühl. Josefa Harber, Ettlishofen. Zeit Schneider,  
Kirchschletten. Georg Große, Tannesberg. Marzellus Er-  
hard, Landau. Helena Huber, Kleinarmischlag. Barb. Feld-  
ger, Weinsfeld. Josef Witsch, Anton Rupp, Sindeldorf.  
Gregor Will, Motten. Kath. Friedrich, Stelberg. Karolina  
Nigel, Lehrerin, Fulda. Maria Heitenbach, Windischbuch.  
Ida Geiger, Oberhöpfe m. Kaspar Maurer, Ripsried.  
Dr. Theodor Diem, Dompropst, Würzburg. Johann Füller  
und Barb. Scheller, Kürnach. Emerenzia Papp, Ottersweier.  
Schw. Praxedis, Reiffe. Schw. Oberin Raimunda, Böhmel,  
Leipzig. Generaloberin der Elisabethinen M. Emanuela  
Nidel, Breslau. General-Bitarin M. Theresia Lorenz,  
Reiffe-Schles. Adolf Kuschnit, Groß-Granten. Johanna  
Teichert, Reiffe. Johann Wod, Gleisdorf. Josef Witscher,  
Mellau. Pater Ambros, Gagliardi und Georg Thomas,  
Gonstila-Bulgarien. Maria Dirnberger, Mooskirchen. Ca-  
zilia Scherbiel, Passail. Alois Callmutter und Franz Röd,  
Rumberg bei Graz. Michael Dirl, Graz. Johanna Broth,  
Karlsbad. Franziska Klinger, Rumburg. Emilie Wilsed,  
St. Kathrein-Schles. Alfred Alois und Maria Louise Edith  
Löhle, Mühlheim. Schw. Othmarina, Joh. Josef Schnyder,  
Maria Hilbebrand und Eduard Biederhose, Gampel.

Im Kriege gefallen: Theodor Vossau, Badgassen. Albert  
Müller, Rollesbroich. Arnold und Wilhelm Gremer, Vos-  
senaf. Lorenz Voffmann, Rheinbrohl. Philipp Martin,  
Mayen. Georg Philippi, Büttlingen. Peter Frings,  
Cochem. Ignatius Fischer, Minheim. Wilhelm Schermulh,  
Mengerskirchen. Bernard und Clemens Stride, Vergeme.  
Friedrich und Johann Baumgärtner, Sprendlingen. Andreas  
Hofer, Peter Fischer und Peter Kirstgens, Gilsenfeld. Anton  
Thönnissen, Aachen-Dorst. Wilhelm Schleicher, Malsbach.  
Theodor Busch, Hausstette. Emil Günter, Geisleden. Karl  
Reisinger, Rainbach bei Freistadt. Thomas Krister und  
Andrä Unterassinger, Dölsach. Ignaz Baithuber und Franz  
Röstorfer, Kremsmünster. M. Hofmann, Pörsdorf, N.-Dest.  
Adam Köbling, Willang, Ungarn. Josef Majchle, Brünn.

Philipp Britsch, Sasattengrün, Böhmen. Leopold Lang,  
Gernschwitz, Mähren. Karl Naml, Hellmonstöt, O.-Dest.  
Leopold Leitner, Dimbach bei Grein, O.-Dest. Gottlieb  
Schäffer, Oberau bei Wörgl. Franz Stadler, Hohenfurt.  
Anton Varnert, Breslau. Georg Frey, Horthausen. Franz  
Wachter, Langenenslingen. Hermann Wäzmer, Baden.  
Bernard Merter, Vorbed. Johann und Heinrich Lodenich,  
Ostfeld. Arnold Stauff, Köln. Johann Blantart und  
Peter Lehmann, Roder. August Scheid, Conzen. Theodor  
Büsse, Hausstette. Paul Böhe, Köln-Mühlheim. Michael  
Mathis, Türen. Wilhelm Diel, Oberbimbach. Wilhelm  
Kappenberg, Bottrop. Heinrich Kleiner, Conzen. Anton  
Schwarz, Hundsheim. Johann Hammerle, Stierberg. Josef  
Beiffer, Oberhöpfeheim. Josef Beslmeisl, Rehlbrunn-ger.  
Johann Fimer, Waldmünchen. Anton Graßl, Prosdorf.  
Wingenfeld, stud. theol., Eselbach. Karl Pöthner, Neufes.  
Karl Leo Kaufmann, Gerichstetten. Peter Jörschke, Neufang.  
Alois Tischinger, Münzingen. Hubert Enzinger.  
Gempfling. Josef Fremüller, Nürnberg. Johann Bracher,  
Geisenfeld. Friedrich Sad, Hesselthal. Geora Ziemmerich,  
Würzburg. Johann Mauser, Thurn. Johann Leuter, Peter  
Stör und Anna Käpfer, Gosterg. Johann Schnappach,  
Teuschnitz. Johann Schlachter, Dörselberg. Theodor Baum-  
gartner, Ettlishofen. Otto Vöffer, Gerichstetten. Adam  
Graf, Emil Reisinger und August Graf, Geiselbach. Felix  
Bäz und Peter Jörschke, Neufang. Zeit Schneider, Kirch-  
schletten. Raver Debnar, Grossfingern. Josef Leisla, Aug-  
burg. Peter Bienenr, Waldbrunn. Karl Steiler, Franz  
Storff, Büchenau. Johannes Guther, Hlinsberg. Ludwig  
Humm, Sindeldorf. Josef Trunt, Gerichstetten. Alois  
Kirchner, Neu erschhausen. Jakob Scheller, Edmund Hirtlein,  
Kürnach. Wilhelm Weisser, Ottersweier. Alois Günter,  
Oberleutnant, Raas, Dett-Schles. Johann Kalscher, Bichels-  
dorf, Steiermark. Franz Weizeier, Uzzentanna, Ungarn.  
Michael Wirsberger, St. Peter bei Rennweg, Kärnten.  
Andreas Gusterer, Murau. Franz Reumann, Schönwald.  
Franz König, Weistrach. Friedrich Reichner, Altmünster.  
Ignaz Wiedert und Ludwig Gusi, Irrib. Friedrich Auer,  
Hoffstadt, O.-Dest. Mathias Gushinger, Prosdorf. Fr. Vin-  
zenz Löhle und Br. Bonifaz Gundi, St. Paul.

### Herzliche Bitte an unsere Leser und Wohltäter.

Wer von den geehrten Lesern und Leserinnen des  
Vergleichsmittels will uns in diesem Kriegsjahre be-  
hilflich sein, den

### Mariannhiller Missionskalender

zu verbreiten? Wer unsern Kalender verbreitet, för-  
dert zugleich das Werk der Mariannhiller Mission,  
indem er uns dadurch in neuen Kreisen neue Freunde  
und Gönner, nicht selten auch neue Postulanten und  
Missionszöglinge gewinnt. Die Abonnenten des Ver-  
gleichsmittels zählen an sich der überwiegenden Mehr-  
zahl nach zu den treuen Lesern des Kalenders; würde  
es nun jedem von ihnen gelingen, auch nur eine be-  
stimmte Anzahl Missionskalender, eventuell auch nur  
einen oder zwei, in Freundeskreisen zu verbreiten, so  
wäre uns damit schon ein großer Liebesdienst erwiesen.  
Man bedenke, daß infolge des großen Weltkrieges  
jede Mission, auch die Mariannhiller, schwere Opfer  
und Entbehrungen zu bringen hat, und daß uns daher  
jede Art von Unterstützung durch Verbreitung unserer  
Missionschriften doppelt willkommen ist.

Wer von unsern geehrten Lesern, Freunden und  
Wohltätern ist nun bereit, sich um Gotteslohn der  
guten Sache anzunehmen? Für jede, auch die kleinste  
Hilfe und Empfehlung zum voraus unsern innigsten  
Dank und ein herzliches „Vergelt's Gott“!

Preis des Mariannhiller Missionskalenders für  
Deutschland 50 Pfg., für Oesterreich-Ungarn 60 Heller,  
für die Schweiz 60 cts.

Einzeln per Post zugefandt für Deutschland 60 Pfg.,  
für Oesterreich-Ungarn 70 Heller, für die Schweiz  
65 cts.

Redaktionschluß am 15. Juni 1915.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei vorausgehender Uebereinkunft jedoch gerne gestattet.

Verantwortlicher Redakteur Georg Kropp in Würzburg. — Druck und Verlag der Fränkischen Gesellschaftsdruckerei G. m. b. H. Würzburg.